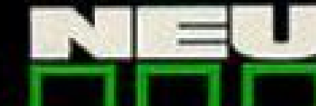
1,90 DM / Band 654

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wo Deborah den Teufel trifft

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Wo Deborah den Teufel trifft

John Sinclair Nr. 654

von Jason Dark

erschienen am 15.01.1991

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Wo Deborah den Teufel trifft

Es war seine Stunde, die Stunde des Skaters. Das Gefühl der Freiheit, die Sorgen hinter sich lassen zu können, einfach zu fahren und den Rausch der Geschwindigkeit zu erleben.

Earl Flynn fuhr und fuhr - bis er die Frau sah!

Blond, jung, schön - und fast nackt!

Sie stand einfach da, ohne sich zu rühren. Er war zu schnell, ausweichen konnte er nicht.

Die Frau hielt ihm ein Messer mit langer Klinge entgegen. Und Earl Flynn raste genau hinein…

Ein wunderschöner Morgen im August!

Blau der Himmel, hell durch den Sonnenschein und von keiner Wolke bedeckt. Ein Tag, um Urlaub zu machen vom Büro, wo man doch nur aus dem Fenster schaute und sich ärgerte, dass man Dienst tun musste.

Hatte ich Urlaub?

Ja und nein, nicht direkt. Sagen wir so. Ich hatte mir einige Tage frei genommen und keinem gesagt, wohin ich fahren würde. Weder Suko, Jane, Glenda, den Conollys noch Sir James.

Ich war weg, sollten sie ohne mich zurechtkommen. So ganz stimmte das auch nicht, denn einmal am Tag rief ich beim Yard an und erkundigte mich nach dem Rechten.

Fragen nach meinem Verbleib ging ich aus dem Weg. Ich brauchte die wenigen Tage einfach, um mich vom Stress der vergangenen Tage lösen zu können. Ein Sommer ohne Urlaub ist kein Sommer, vor allen Dingen dann nicht, wenn der Sommer sich so präsentierte wie in diesem Jahr. Mit immer neuen Hitzerekorden.

Das Fenster stand offen. Ich lag davor und schaute zum blauen Himmel und hörte ein fernes Rauschen, das so wunderbar beruhigend sein konnte.

Es war das Meer, dessen Wellen am Strand ausliefen. Hier war die Luft okay, da tankte der Mensch bei jedem Atemzug auf.

Ich schloss die Augen wieder, lauschte dem Meeresrauschen und versuchte, an nichts zu denken.

Wie lange war es her gewesen, dass ich Urlaub gehabt hatte? Ich überlegte, kam allerdings zu keinem Resultat, wollte aber auch nicht weiter darüber nachdenken.

Ich unterdrückte auch den Zwang, auf die Uhr zu schauen. Im Urlaub schlägt dem Glücklichen bekanntlich keine Stunde. Und glücklich konnte ich mich fühlen. Über meine Lippen flackerte ein Lächeln, als ich mich auf die andere Seite drehte, den Arm dabei ausstreckte und meine Hand eigentlich in einer rotblonden Haarmähne hätte verschwinden müssen. Stattdessen glitt sie über die Kühle eines leeren Kissens. Die Person, die dort hätte eigentlich liegen müssen, war nicht mehr da.

Ich richtete mich auf. Die Bettdecke war zurückgeschlagen, das Kissen in der Mitte eingedrückt, aber die weibliche Person hatte das Zimmer verlassen.

Sie hatte mich zu diesem Kurzurlaub überredet und sie hatte auch das Haus angemietet, denn sie kannte diesen kleinen Flecken an der englischen Ostküste.

Nicht von Touristen überlaufen. Weder Fremde noch Einheimische zog es groß in die wunderschöne Landschaft. Vielen war das Klima zu rau, zu windig und die Nordsee auch nicht sanft genug.

Diese Leute legten sich lieber an die überfüllten Strände in der Nähe von Brighton. Das war nichts für mich.

Unser kleines Haus stand zwischen den Dünen, die eine Hügellandschaft bildeten und weiter im Norden verschwanden, um wuchtigen Felsen Platz zu schaffen.

In der näheren Umgebung verschwanden die Ferienhäuser hinter den mit Gras bewachsenen Hügeln. Schmale Wege führten durch die Landschaft und auch vorbei an den weiß gestrichenen Zäunen, die die Grundstücke umgaben.

Bis zum nächsten Ort waren es knapp zwei Meilen. Ein kleines, verschlafen wirkendes Dorf, malerisch gelegen, ohne Hast, ohne Hektik, aber mit einem Geschäft versehen, wo der Urlauber alles einkaufen konnte, was er benötigte.

Ich war einmal dort gewesen und hatte die beiden Schwestern kennen gelernt, die den Laden führten. Besonders stolz waren sie auf ihre selbst hergestellte Konfitüre, die ich als wirkliche Offenbarung empfand. Da konnte ich selbst auf Wurst, Schinken und Speck verzichten.

Die neunte Morgenstunde war angebrochen. Ich lag noch immer im Bett, hörte nicht, dass die Tür des Schlafzimmers geöffnet worden war, merkte es allerdings am Durchzug, der über meinen Nacken strich.

»Aha, du stehst also von allein auf«, sagte die weiche Frauenstimme hinter mir und ließ ein leises Lachen folgen. »Guten Morgen, der Herr Geisterjäger.«

Ich richtete mich auf. Erst dann drehte ich mich um und schaute der Frau entgegen.

Sie stand in der Tür. Bekleidet mit einem locker fallenden Morgenmantel aus cremefarbener Seide.

Natürlich ungeschminkt, die Farbe hatte sie auch am frühen Morgen nicht nötig. Eine rötlich blonde Haarpracht umwallte ungezügelt ihre sanften Gesichtszüge.

Es war keine Frau wie aus dem Bilderbuch, kein perfektes Model, eben eine aus dem Leben, mit einer etwas zu blassen Haut, den tupfenartigen Sommersprossen auf Wangen und Stirn. Aber sie war nett, verständnisvoll, eine Künstlerin von Beruf, denn sie stellte Puppen her. Keine normale Massenware, jede einzelne Puppe war ein Unikat. Sie baute ihre Kinder, wie sie die Puppen nannte, in Szenen hinein. Sie prangerte durch diese Performance Missstände an und hatte einen nicht unbeträchtlichen Erfolg mit ihren Ausstellungen erzielt.

Natürlich hatte die Frau mit dem wunderschönen Mund, die mich zu einem Urlaub überreden konnte, auch einen Namen.

Sie hieß Jessica Long!

Erst vor kurzem war ich ihr wieder einmal zufällig begegnet, als ich

den Bogie-Mann jagte. Da hatte ich ihr versprechen müssen, mich wieder zu melden. Nach dem letzten Fall hatte ich Jessica angerufen. Innerhalb von zehn Minuten war es ihr gelungen, mich zu diesem Urlaub zu überreden, und jetzt befanden wir uns bereits drei Tage hier.

»Guten Morgen, schöne Frau«, sagte ich lächelnd.

Sie drohte mir mit dem Finger. »Komplimenten um diese Zeit stehe ich meist skeptisch gegenüber.«

»Das solltest du nicht.« Ich schnüffelte und legte die Stirn in Falten.

»Ist was?«

»Es riecht gut.«

»Nach Kaffee. Er läuft durch. Wenn du ihn frisch trinken willst, solltest du dich beeilen, John.«

»Ich eile.« Das nahm ich wörtlich. Um den Weg abzukürzen, flitzte ich über das Doppelbett, fasste sie an den Schultern und drehte sie herum. Als Jessica aufschrie, befand sie sich bereits in der Luft, und einen Moment später landete sie rücklings und federnd auf dem Bett. Dabei klaffte ihr Morgenmantel auf.

Jessica raffte blitzschnell den Stoff vor der Brust zusammen. »Geh jetzt!«, sagte sie lachend. »Der Tag ist noch lang genug.«

»In Ordnung.«

Kurz danach stand ich unter den Strahlen der Dusche. Meine Gedanken drehten sich dabei um andere Frauen.

Ich dachte an Glenda Perkins, an Jane Collins, mit denen ich schon viele schöne Stunden erlebt hatte. Sie wussten nichts von Jessica und das sollte auch so bleiben.

Natürlich drehten sich meine Gedanken auch um Nadine Berger, die ein so furchtbares Schicksal erlitten hatte und sich als Blutsaugerin in der Gewalt des Supervampirs Will Mallmann befand. Ich hatte sie nicht vor dessen Klauen retten können.

Diese Tatsache hatte mich schockiert. Immer wieder musste ich an Nadine denken und auch daran, wo sie sich wohl jetzt befinden würde. Mit einem flauschigen Handtuch trocknete ich mich ab, schlüpfte in die frische Wäsche und danach in die weiße Sommerhose. Als Hemd wählte ich ein weit geschnittenes und luftiges Etwas, dessen Stoff ein buntes Muster aus Sommerblumen aufwies.

In zwei Etagen unterteilte sich das Haus. Wir wohnten allein darin, die obere stand leer. Jetzt, wo der große Ferienrun vorbei war, bekamen andere Urlauber wieder Luft.

Die noch feuchten Haare strich ich zurück, öffnete das Fenster weit und tankte die herrliche Sommerluft, die mir als frische Brise entgegen wehte.

In das klare Blau des Himmels segelten die Vögel hinein und es sah bei ihnen so unbeschwert aus.

Ich fühlte mich an diesem Morgen ebenfalls gut. Fast vergleichbar mit einem dieser Vögel. Ein Gefühl der Freiheit erfüllte mich und mein Job lag plötzlich Lichtjahre zurück. Weit weg in einer Ferne, die unerreichbar war.

»Kommst du, John?« Jessicas Stimme drang durch den Spalt der offenen Badezimmertür.

Ich lächelte, als ich an sie dachte. Irgendwie hatte es mich erwischt. Sie war eine wunderbare Frau, für die ich wahrscheinlich schon mehr als Freundschaft empfand, obwohl ich mir über meine Gefühle nicht im Klaren war.

Ich befand mich in einer Situation, wo ich mich einfach treiben ließ. Irgendwo würde sich schon ein Ende abzeichnen. Gemächlich schlenderte ich in die Küche. Ein kleiner Traum in Weiß und Hellgrün. An Elektrogeräten war alles vorhanden, was der Mensch braucht, und der schmale Esstisch stand wie ein Bügelbrett im rechten Winkel von der hell tapezierten Wand ab.

Es war gedeckt. Sogar frische Blumen schickten einen sommerlichen Gruß. Ja, das war etwas anderes als mein Frühstück kurz bevor ich zum Dienst fuhr. Man spürte eben die Hand einer Frau.

Und diese Frau trug ein schwarzes Seidentop zur orangefarbenen Hose. Die rotblonde Haarpracht hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Gehalten wurde er von einer roten Schleife.

Jessica sah einfach toll aus. Auf die blassen Wangen hatte sie etwas Rouge gepinselt.

»Setz dich, John.«

Ich räusperte mich. »Mein lieber Schwan, einen derartigen Frühstückstisch bin ich gar nicht mehr gewohnt.«

»Kann ich mir denken.«

Über das Geschirr, die Eier, die Konfitüre und den Käse hinweg schaute ich sie an. »Weißt du, was ich jetzt könnte, Jessica?«

»Essen.«

»Auch das. Ich könnte hier sitzen bleiben. Über Tage, ja Wochen.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Glaubst du mir nicht?«

»Zumindest hast du gestern nicht so gedacht.«

Ich probierte den Kaffee. »Das liegt alles so weit zurück. Heute habe ich zum ersten Mal das Urlaubsgefühl.«

»Dann würde ich mich freuen und es dir auch gönnen, wenn es länger anhält. Jetzt hau aber rein. Den Tisch habe ich nicht nur zum Anschauen gedeckt. Die leckeren Sachen sollten gegessen werden.«

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen.

Gut tat mir auch der frisch gepresste Orangensaft. Wir redeten kaum etwas. Erst später sprachen wir davon, wie der folgende Tag ablaufen sollte.

»Hast du da eine Idee, John?«
Ich streckte die Beine aus. Mit der Serviette tupfte ich über meine Lippen. »Nein, eigentlich nicht.«
»Warum nicht?«
»Weil ich dir die Gestaltung des Tages überlassen möchte. Egal, was du vorhast, ich mache es mit.«
Jessica Long legte den Kopf schief. »Tatsächlich? Oder hast du das nur so gesagt?«
»Nein, nein, ich bin dabei.«
»Das ist schön.«
Eigentlich bin ich es gewohnt, auf gewisse Zwischentöne zu achten. An diesem Tag kam es mir nicht in den Sinn und so erwischte mich Jessicas Vorschlag doch ziemlich überraschend.
»Ich möchte, dass du eine Freundin von mir kennen lernst, John. Sie wohnt ganz in der Nähe.«
»Hm.« Ich trank einen Schluck Saft und fragte dann: »Muss das denn sein?«
Sie lächelte hintergründig. »Du hast es mir versprochen, John.«
»Nein, ich…«
»Doch, denke nach. Du hast mir vorhin gesagt, dass ich die Gestaltung des Tages übernehmen darf.«
»Da war aber von deiner Freundin nicht die Rede. Ich wollte mit dir allein sein.«
»Das kannst du auch, John. Du sollst sie dir nur einmal anschauen. Ich will deine Meinung hören. Ich möchte erfahren, was du von Deborah Caine hältst.«
»Das kommt mir vor wie eine Art Brautschau. Warum sollte ausgerechnet ich etwas von ihr halten? Warum ist es dir so wichtig, dass ich sie kennen lerne?«
»Ich kann dir das nicht erklären, John. Debbie ist, nun ja…«, sie zögerte, »… etwas seltsam geworden, habe ich das Gefühl. Sie hat sich verändert.«
»Inwiefern?«
»Innerlich, John.«
Ich kratzte an meinem Ohr. »Das begreife ich zwar nicht so recht, aber ich schlage trotzdem vor, dass du deine Freundin zu einem Psychologen schickst. Heute ist es doch in, die Seelenklempner aufzusuchen. Die wissen immer Lösungen - oder auch nicht«, fügte ich leise hinzu.
Jessica hatte die letzten Worte trotzdem gehört. »Oder auch nicht. Du sagst es, John.«
»Dann kann ich ihr erst recht nicht helfen.«
Jessica lehnte sich zurück, verschränkte die Hände im Nacken. »Es wird uns keine Mühe bereiten. Sie wohnt hier im Ort gewissermaßen,

in Grafton-on-Sea.«

»Aha, ich verstehe. Deshalb bist du mit mir hierher gefahren. Du hast von Beginn an geplant, dass ich mich um deine Freundin kümmern soll. Stimmt es?«

»Nun ja…«

»Sag ja oder nein!«

»In gewisser Weise schon, John. Ich mache mir große Sorgen um Deborah. Du solltest mit ihr reden.«

Mein Blick fiel durch das Fenster. Auf einmal kam mir der Himmel nicht mehr so blau und seidig vor und auch die Sonne schien nicht mehr so strahlend. Ein ungutes Gefühl erfasste mich. Wenn diese Deborah Caine keinen Psychologen benötigte, um mit ihrer Krankheit leben zu können, dann musste mehr dahinter stecken. »Okay, Jessica, was ist mit deiner Freundin los?«

»Ich weiß es nicht genau.«

Über den Tisch hinweg schaute ich sie starr an. »Aber du musst doch einen Anhaltspunkt haben, sonst hättest du mich schließlich nicht zu fragen brauchen.«

»Stimmt. Sie ist eine gespaltene Persönlichkeit. Sie sagt, sie würde auf zwei Ebenen leben.«

Ich runzelte die Stirn. »Also doch ein Fall für den Seelenklempner.«

»Nein, John. Nicht wenn die zweite, die andere Ebene, dämonisch ist oder etwas mit dem Teufel zu tun hat.«

Jetzt war es heraus. Sehr langsam griff ich nach dem Glas und trank es leer. Ich wollte etwas denken oder sagen, aber ich schwieg, denn irgendwie war ich enttäuscht. Nicht dass ich mich ausgenutzt fühlte, nur hatte ich eben damit nicht gerechnet.

Jessica legte ihre Hand auf meinen Oberschenkel. Ich spürte den leichten Druck der Finger und atmete zischend aus. »Bist du jetzt sauer, John?«

»Nicht eben begeistert. Weißt du, ich komme mir vor wie jemand, der sich lange auf eine Ballonfahrt gefreut hat und in dem Augenblick, als er einsteigen will, mit ansehen muss, wie jemand das Gas aus der Hülle lässt. Schön ist das nicht.«

Ich sah, wie es in ihr arbeitete. Sie schluckte, dann zog sie ihre Hand wieder zurück. »Du hast Recht, John. Wenn du es so siehst, entschuldige. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich werde Debbie anrufen und ihr erklären, dass sie mit unserem Besuch nicht zu rechnen braucht.«

»Tut mir Leid, Mädchen. Das ist auch keine Lösung. Denn nun hast du mich neugierig gemacht. Wie gesagt, ich bin kein Psychologe, horche aber auf, wenn Begriffe fallen, die mit schwarzer Magie oder dem Teufel in einen Zusammenhang gebracht werden können. Da muss ich ja aufmerksam werden.«

»Es dauert auch nicht lange. Du sollst dich kurze Zeit mit ihr unterhalten und mir dann sagen, was du von ihr hältst.«

»Okay, werde ich tun. Da ist aber noch etwas. Stell dir vor, deine Freundin steht wirklich unter einem fremden oder schwarzmagischen Bann. Was ist dann?«

»Darüber kann ich dir nichts sagen. Das müsstest du an Ort und Stelle entscheiden.«

»Gut.« Ich nickte. »Andere Frage. Woher kennst du diese Deborah Caine? Hast du immer Kontakt mit ihr gehabt?«

»Flüchtig. Sie ist außerdem in festen Händen. Ihr Verlobter heißt Mason Rafferty, ein junger Mann, dessen Eltern ziemlich reich sind. Sie leben von ihren Aktien und sind an einigen Industrieunternehmen beteiligt. Mason und sein Vater verwalten die Gelder und schauen zu, wo sie neu investieren können. Wenn mich nicht alles täuscht, ist der alte Rafferty unterwegs auf dem Festland, um dort neue Möglichkeiten abzuchecken. Mason ist nicht mitgefahren.«

»Dann finden wir ihn bei deiner Freundin?«

»Das weiß ich nicht, John.«

»Egal, ich hab einmal zugestimmt und werde auch jetzt keinen Korb geben.«

Jessica stand auf, kam um den Tisch herum und umarmte mich von der Seite her. Ihre Lippen streichelten mein Ohr, als sie sagte: »Toll, John, ich finde es echt toll von dir.«

»Okay, so schlimm wird es wohl nicht werden.«

»Bestimmt nicht.«

Wie sehr wir uns irrten, konnten wir zu diesem Zeitpunkt nicht wissen…

***

Es war eine düstere, unheimliche Landschaft, ein Meer aus Schatten und dunklen Farben, die miteinander verwuchsen oder ineinander verschwammen. Derartige Landschaften fand man in gewissen Filmen als Kulisse wieder, sollten sie doch aufzeigen, wie es in anderen Dimensionen und Welten aussah.

Stinkende Gase erfüllten die Luft. Sie krochen aus zahlreichen Spalten im Erdboden, der aussah wie ein braunes Samtfeld, aus dem ab und zu kniehohe, blätterlose Büsche wuchsen, an abgestorbene Finger erinnernd, die ins Leere griffen, denn in dieser Landschaft existierte kein Tier und kein Mensch. Sie stand den Kreaturen feindlich gegenüber.

Leer, ohne Leben, aber trotzdem irgendwie klar, denn am Horizont zeichneten sich die dunklen Umrisse einer Gebirgskette ab, über der ein Himmel lag, der sich dieser Landschaft genau angepasst hatte.

Weit, bräunlich schimmernd und nur an einigen Stellen helle Flecken

zeigend, die sich als verschwommene Kreise ausbreiteten, als würde es eine Sonne nicht schaffen, die Wolkendecke zu durchbrechen.

Eine Landschaft, die gestorben war, in der Dämonen das Sagen hatten und der Tod regierte.

Und dennoch hätte alles Mögliche in diese Umgebung hineingepasst, nur eben nicht die Person, die sich mit langsamen Schritten durch die Ebene bewegte.

Es war eine Frau!

Blond, fast nackt. Nur die wichtigsten Stellen an ihrem Körper waren mit schmalen Stoffstreifen bedeckt.

Um gegen den rauen Boden gewappnet zu sein, trug die Frau Stiefel. Das Leder war an den Enden umgeschlagen, die Seiten hingen in Fransen herab.

Die Frau hatte das dunkelblonde Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Ihr Gesicht war hart, es zeigte einen lauernden Zug. Die Kampfbereitschaft war ihr anzusehen. Diese wurde auch durch die Waffe dokumentiert, ohne die jemand in diesem Land verloren war.

Die Frau hatte sich für eine Waffe entschieden, die zu der Welt passte. Es war ein kurzes Schwert oder ein sehr langes Messer mit breiter Klinge.

Es gab keine Scheide, in der sie es hätte verschwinden lassen können. Deshalb blieb ihr nichts anderes übrig, als das Schwert normal zu tragen. Sie hielt mit der rechten Hand den Griff fest, hatte die Klinge gekippt und gedreht, sodass sie Halt auf ihrem linken, angewinkelten Arm fand.

Trotz der Blöße zeigte die Frau keine Furcht. Sie war zwar vorsichtig, aber nicht ängstlich. Sie fand ihren Weg durch die Ode, die Leere, in der nichts zu hören war, kein Laut, keine Stimmen, nicht das Zwitschern oder Singen eines Vogels, nur eben diese bedrückende Stille der albtraumhaften Welt.

Keiner hätte erklären können, was diese halb nackte Frau innerhalb der Albtraumwelt zu suchen hatte. Es gab kein Ziel, ausgenommen die gewaltigen Berge.

Dennoch ging sie weiter durch die Düsternis, als würde sie genau wissen, wohin sie wollte.

Und es kristallisierte sich etwas hervor. Dies geschah auf eine unerklärliche Art und Weise, als hätte jemand von oben herab ein riesiges Stück Leinwand mit einem düsteren Gemälde in diese Albtraumwelt hineingeschoben.

Auf einmal wehte Wind über die Öde. Er griff mit seinen Armen tiefer hinein in den dicken Staub des Erdbodens. Wolken entstanden. Sie schimmerten dunkelbraun und leicht gelb und sie trieben über die Öde hinweg.

Die Frau machte sich nichts daraus. Sie schritt in die Wolken hinein, als wollte sie von ihnen umfangen und geschützt werden. Ihr Blick war starr geradeaus gerichtet, die Augen hatte sie leicht verengt. Ihre Haltung hatte sich gestrafft. Die Spannung auf ihrem Gesicht war nicht zu übersehen.

Sie wollte nicht aufgeben und wirkte in ihrer Haltung wie eine kriegerische Amazone, die kein Pardon kannte.

So schritt sie durch den Sturm und die Wolken, um die sich die Person nicht störte.

Die Halbnackte wusste Bescheid. Obwohl der Staub ihr die Sicht nahm, kannte sie ihr Ziel und sie setzte ein bestimmtes Vertrauen in die Gewalten der Natur.

Enttäuscht sah sie sich nicht.

Denn so heftig, wie der Sturm aufgebraust war, so schnell sank er wieder zusammen.

Die Sicht war wieder okay.

Ein ungewöhnliches Gerüst, das aus einer dunklen Schatteninsel hervorragte und ein skelettartiges Aussehen hatte, war zu erkennen. Braun, kahl und düster stach das Gebilde von den eigentlichen Wolken ab wie die Überreste eines alten Bauwerks, in dem einmal schreckliche Dämonen oder unheimliche Wesen gehaust hatten.

Die Frau blieb für einen Moment stehen. Ihre Stirn legte sich in Falten, als sie konzentriert nachdachte. Dann bewegte sie ihre Schulter aufwärts und über ihre Lippen zuckte ein Lächeln.

Sie hatte es geschafft!

Ihr linker Arm sank herab. Automatisch veränderte sich die Lage der Waffe.

Das Schwert kippte mit seinem Ende dem Boden entgegen und schleifte mit der Spitze darüber, als die Frau ihren Weg fortsetzte und weiterhin auf das Gebilde zu schritt.

Schon bald verschwand die eigentümliche Helligkeit des Bodens. Der Schattenberg breitete sich an seinem unteren Ende aus wie ein zerfließender See, ließ nur wenig Licht durch, gerade so viel, um das Ziel sehen zu können, das der Frau bisher verborgen geblieben war.

Es sah zunächst aus wie ein unförmiger Gegenstand. Nicht sehr hoch, an einer Seite dafür breiter, und schräg wies er nach unten.

Das Ziel für die Halbnackte.

Die letzten Schritte legte sie schneller zurück. Ihr Gesicht hatte nichts von dem spannungsgeladenen Ausdruck verloren. In den Augen leuchtete es wild auf, als würde sie eine tiefe Vorfreude vor dem Kommenden empfinden.

Dann blieb sie vor dem Ziel stehen. Ein tiefer, befreiender Atemzug hob und senkte ihre Brust. Er war erreicht, es gab kein Entkommen mehr. Das Lächeln auf den Lippen zeigte Grausamkeit und Kälte.

Sie schaute nach unten und triumphierte, denn vor ihr kniete ein Mann.

Er hatte keine normale Haltung eingenommen. Zwar kniete er am Boden, der Oberkörper allerdings war nach vorn gestreckt, der Kopf gebeugt, damit der Hals genau in eine bestimmte Kerbe hineinpasste.

Und sie gehörte zu einem Richtblock!

Ein tiefes und zugleich befreiendes Stöhnen wehte über den Körper des Mannes hinweg. Er war nur mit einer Hose bekleidet, ansonsten zeigte sich der Oberkörper nackt. Auf der Haut lag eine dünne Staubschicht, vermischt mit dem Schweiß, der aus den Poren gedrungen war. Ein muskulöser Körper, der seine Kraft nur ahnen ließ, aber befreien konnte er sich nicht, denn seine Arme waren rechts und links an den Richtklotz gefesselt - mit Eisenringen.

Das dunkle Haar klebte ebenfalls schweißnass auf der Stirn. Wenn sich der Bedauernswerte bewegen wollte, dann konnte er nur die Lage des Kopfes verändern. An eine Befreiung war nicht zu denken.

Das wusste auch die Frau!

Sie stand dicht neben ihm, hob das rechte Bein und stieß dem Gefesselten die Fußspitze in die Seite.

Der Tritt riss den Mann aus seiner Lethargie.

Sein Oberkörper zuckte, bewegte sich aber nicht. Dort, wo seine Lippen fast das Holz des Richtklotzes berührten, klang ein Stöhnen auf, was die Blonde zu einem leisen Lachen veranlasste.

Der Mann erstarrte. Es wirkte so, als wollte er dem Lachen nachlauschen und gleichzeitig darüber nachdenken, ob er sich auch nicht getäuscht hatte, was dieses Geräusch anging.

»Ich bin gekommen…«

»Ja«, flüsterte der Mann.

Die Blonde freute sich. »Es macht mir Spaß, mit anzusehen, wie du deinen Richtklotz umfasst. Dein Kopf hängt über und dein Hals findet genau in der Kerbe Platz, als wäre sie nur für ihn geschaffen. Das finde ich ideal und du weißt jetzt genau, weshalb mich der Weg zu dir geführt hat. Man hat dir gesagt, dass du gerichtet wirst, aber niemand hat davon gesprochen, wer dein Henker sein wird. Weißt du es nun?«

Es dauerte eine Weile, bis sich der Mann in der Lage fühlte, eine Antwort zu geben. Er hatte Schwierigkeiten, überhaupt die Worte zu formulieren. Als er sie dann aussprach, hörte es sich an, als würde er sie durch die Lippen hervorpressen.

»Ja, ich weiß es.«

»Und was sagst du?«

»Ich verfluche dich, du verdammtes Weib. Ja, ich muss dich verfluchen. Ich kann nicht anders.«

Ein hämisches Lachen hallte über den Körper des Bedauernswerten hinweg. Die Halbnackte schaute derweil gegen den düsteren Himmel,

als könnte ihr dieser eine Antwort auf noch bestimmte Fragen geben. Aber die Zeit war um, das Ziel erreicht, es gab kein Zurück mehr. Sie hatte eine Aufgabe übernommen und würde sie auch beenden.

Sehr langsam hob sie das Schwert an. Es schwebte für einen Moment mit der Spitze über dem Rücken des Mannes. Es sah so aus, als wollte sie die Klinge in das Fleisch hineinfallen lassen, dann aber drehte sie die Waffe und legte die flache Seite auf den nackten Rücken. Der Mann zuckte dabei zusammen.

»Spürst du es?«, fragte sie.

»Hör auf!«

»Es ist die Waffe, mein Lieber!«

»Ich weiß.«

»Und sie ist für dich bestimmt, das wollte ich dir noch sagen. Denke daran.«

»Ja, verflucht, ja. Aber ich sage dir…« Er verstummte, weil er die Kälte der Klinge an seinem Nacken spürte. Diesmal allerdings berührte sie ihn mit der Schneide.

»Nun, mein Freund, was sagst du?«

»Geh oder tu es.«

»Ich werde es tun. Ich muss es, denn nur das befreit mich. So hat er es mir gesagt!« Sie löste das Schwert von der Halshaut des Mannes und trat einen Schritt vor. Der zweite Schritt brachte sie in die seitliche Richtung und sie blieb neben dem Mann stehen.

Als sie ihren Blick senkte, schaute sie direkt auf den frei liegenden Hals des Opfers.

Der rührte sich nicht. Aber auf seiner Haut lag ein Schauer wie festgewachsen.

»Ja, dann«, sagte die Frau, umfasste den Griff des Schwertes mit beiden Händen, weil sie auf ihre grausame Aufgabe gut vorbereitet sein wollte.

In diesem Augenblick riss sich der Mann noch einmal zusammen und schaffte es, seinen Kopf nach links zu drehen. Vielleicht hatte er auch den Luftzug gespürt, den das Anheben der Waffe verursacht hatte. Er schielte in die Höhe, schaute die Frau an und sie starrte ihm ins Gesicht.

Es war ein Gesicht, das sie sehr gut kannte. Ebenso gut wie er das ihre.

Denn beide Menschen waren miteinander verlobt!

***

Sekunden verstrichen, in denen nichts passierte. Nur in den Augen des Mannes breitete sich ein gewisser Unglaube aus, als könnte er das alles nicht begreifen.

Das hatte die Frau gemerkt. »Ich bin es wirklich, Mason.«

»Ja, das sehe ich.« Noch immer lag der eiskalte Schauer auf seinem Rücken. »Und du wirst mich töten.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Weshalb willst du das tun? Warum soll ich sterben? Weshalb willst du mich umbringen?«

»So steht es geschrieben, mein Lieber. Ich muss es tun. Daran geht kein Weg vorbei.«

»Aber haben wir uns nicht geliebt…?« Die Frage glich mehr einem verzweifelten Aufschrei, der vom Lachen der Frau erstickt wurde.

»Geliebt?«

»Ja, Deborah!«

»Mag sein. Doch es trat jemand in mein Leben, den ich mehr liebte und der mich mehr liebte.«

»Das kann nicht sein!«, keuchte Mason. »Das kann nicht sein. Es gibt keinen Menschen, der dich mehr liebt als ich, Debbie. Nein, ich bin derjenige, der…«

»Habe ich von einem Menschen gesprochen?«

Mason Rafferty hatte die Frau genau gehört. Er verstummte. Wieder spürte er den Eishauch über seinen Rücken gleiten. Er konnte sich vorstellen, was die Frau meinte, dennoch fragte er sicherheitshalber noch einmal nach. »Wer ist es?«

»Kein Mensch.«

»Sag es!«

»Der Böse, der Teufel, der Satan!« Nach dieser Antwort lachte sie schrill auf. Ein Lachen, das in die klare Luft hineinschwang und irgendwo verklang.

Gleichzeitig hätte sie das Schwert angehoben und es so gedreht, dass die Klinge direkt über dem Hals ihres Verlobten schwebte. »Es gibt kein Zurück, Mason!«

Er riss sich noch einmal zusammen. »Warum, Debbie? Was hast du davon? Sag es mir!«

»Ich denke an ihn!«

»Der Teufel ist kein Partner und auf die Hölle kannst du dich nicht verlassen.« Obwohl es ihm schwer gefallen war, hatte er den Kopf noch etwas weiter gedreht, um in die Höhe schielen zu können. Sein Körper war um den Block gespannt, die Ketten zerrten nicht nur an seinen Armen. Anfälle von Übelkeit schüttelten ihn.

Mason kannte Debbies Gesicht nicht mehr wieder. Es war ein menschliches Antlitz und gleichzeitig auch nicht, denn die Schatten der Hölle flossen darüber hinweg und hatten sich besonders in den Augen eingenistet, wo keine menschliche Wärme mehr zu finden war. Dafür ein Ausdruck, der dem Satan glich.

Nein, von ihr konnte er keine Gnade erwarten. Sie würde es tun und sie tat es schnell.

Als die halb nackte Frau ihr Schwert anhob, begann der Mann zu schreien. Ein furchtbarer Ruf gellte durch die Öde der fast menschenleeren Landschaft.

Er war noch nicht verklungen, da raste die Klinge nach unten. Hart, brutal und grausam.

Der Schrei verstummte radikal. Blut spritzte nach allen Seiten weg. Und gleichzeitig rollte der Kopf über den Boden.

Deborah aber war zufrieden. Aus ihrem Mund drang ein langer, befreiend wirkender Atemzug…

***

Ich saß schon hinter dem Lenkrad des Rover und wartete auf Jessica Long, die die Haustür abschloss.

Durch die geöffneten Seitenscheiben hatte ich Durchzug geschaffen, der die dumpfe Wärme vertrieb, denn die Sonne hatte bereits auf das Fahrzeug geschienen.

Sie stand hellgelb am Himmel. Zwar wehte vom Meer her der übliche Wind, selbst er schaffte es nicht, die Schwüle zu vertreiben. Und so etwas war selten in Küstennähe.

Jessica schlenderte auf das Fahrzeug zu, als hätte sie alle Zeit der Welt. Auf ihrem Haar tanzten Reflexe, die Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen und ihre Augen verschwanden hinter den dunklen Gläsern der Sonnenbrille, zu der ich ebenfalls griff, als Jessica einstieg und die Tür zu hämmerte.

»Noch sauer, John?«, fragte sie.

Ich ließ die Finger am Zündschlüssel. »Was heißt sauer? Ich bin nur etwas überrascht.«

»Nicht enttäuscht?«

»Vielleicht auch das.«

»Es wird unsere kurzen Ferien kaum beeinflussen, denke ich. Schau dir Debbie einmal an, rede mit ihr, stelle ihr bestimmte Fragen, dann wirst du sehr schnell erkennen, was mit ihr los ist. Ich denke nämlich daran, dass es für sie falsch ist, einen Psychologen zu konsultieren. Sie braucht einen Menschen, der es gewohnt ist, quer zu denken und die Schablonen zu verlassen.«

»Ich werde mich bemühen.«

»Danke, John.« Sie berührte streichelnd meinen Handrücken, bevor ich startete.

Wie dem auch war, ich wurde trotzdem nicht schlau aus ihr. Wusste sie mehr? Ich ging davon aus, sonst hätte sie mich nicht genau an diese Stelle geführt, um einen Kurzurlaub zu machen.

Jessica Long war ein ungewöhnlicher Mensch. Introvertiert wäre nicht der richtige Ausdruck gewesen. Vielleicht sollte ich sie als eine geheimnisvolle Persönlichkeit ansehen, die in gewissen Sphären

schwebte und immer nur stückweise etwas von ihrem Wissen preisgab.

»Wann hast du denn deine Freundin zum letzten Mal gesehen?«, fragte ich sie, als wir über den Weg zwischen den Dünen fuhren und in der großen Linkskurve die Richtung änderten, um landeinwärts zu fahren. Die Küste blieb hinter uns.

»Das ist schon länger her.«

»Wie lange?«

»John, das weiß ich nicht.«

Ich räusperte mich. »Trotzdem weißt du so genau Bescheid, was ihren Zustand angeht?«

»Ja.«

Ich lächelte knapp. »Kannst du dir nicht denken, dass ich gern eine Erklärung hätte?«

»Die sollst du auch bekommen. Obwohl wir uns wenig gesehen haben, weiß ich gut Bescheid. Es gibt Telefon. Deborah und ich haben oft miteinander telefoniert. So bin ich durch sie stets auf dem Laufenden geblieben. Ich weiß also Bescheid.«

»Und du glaubst ihr auch?«

»John, bitte. Welchen Grund sollte ich gehabt haben, es nicht zu tun? Kannst du mir das sagen?«

»Nein, du kennst sie besser.«

»Richtig.« Sie nickte in meine Richtung. »Daran solltest du auch denken. Du denkst wahrscheinlich von mir, dass ich die Pferde scheu mache. Das stimmt nicht. Ich sehe das sehr realistisch. Deborah Caine steckt in Schwierigkeiten, und zwar in außergewöhnlichen, die mit der satanischen Beeinflussung ihrer Psyche zusammenhängen.«

»Gut gesprochen.«

»Sei nicht ironisch.«

»Das bin ich nicht. Nur finde ich, dass du mich hättest vorwarnen sollen. Ich freute mich auf den Urlaub…«

»Wärst du dann auch mit mir gefahren?«

»Ich denke schon.«

»Okay.« Sie nickte. »Es war mein Fehler, da gebe ich dir Recht. Du kannst mir auch Bescheid geben, wenn es nicht geklappt hat. Oder nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Sollte ich allerdings Recht behalten und Deborah tatsächlich unter dem Einfluss einer fremden Macht steht, möchte ich, dass du es auch zu würdigen weißt.«

»Mache ich. Weißt du schon, wie?«

»Das überlasse ich dir, John. Oder hast du so wenig Fantasie?«

Diesmal musste ich lachen. »In der Regel nicht.«

»Dann lass dir was einfallen.«

Wir hatten die Dünnlandschaft verlassen und rollten auf Grafton-on-Sea zu. Der Ort bildete eine kompakte Masse. Es gab wohl einen

gewissen Kern, ein Zentrum, aber die Häuser gruppierten sich auch weiter von diesem Zentrum weg. Es waren Backsteinbauten mit roten Ziegelsteinfassaden und weiß gestrichenen Fensterläden. In den geputzten Scheiben fanden oft genug die Strahlen der Sonne ein Ziel und ließen das Glas aufblitzen.

»Wo wohnt deine Freundin?«

»Wir müssen durch den Ort fahren. Ihr Haus liegt ziemlich am Ende.«

»Lebt sie dort allein?«

»Ja - noch.«

»Und ihr Verlobter?«

»Schaut ab und zu vorbei. Er hat geschäftlich oft in London und Oxford zu tun.«

»Dann ist Deborah nicht berufstätig?«

»Nein. Sie war es. Plötzlich kündigte sie ihre Stellung bei einer Baugesellschaft.«

»War das der Zeitpunkt, als ihre Veränderung begann?«

»Ja, das fiel zeitgleich. Die Beeinflussung war dermaßen stark, dass sie ihr Leben änderte.«

»Mit Einwilligung des Verlobten?«

»Er hat es nicht gern gesehen, John, aber Debbie ist ein freier Mensch, der über sich selbst befinden kann. Sie hat außerdem den Plan gehabt, wieder einen Beruf zu ergreifen.«

»Den erlernten?«

»Das weiß ich nicht.« Jessica räusperte sich. »Sie wollte wohl diesen Formalismus des Jobs hinter sich lassen und etwas tun, wo sie Kontakt mit Menschen hatte.«

»Da gibt es natürlich viele Berufe.«

»Das wusste sie auch. Deshalb wollte sie noch auswählen und sich mit der Berufswahl Zeit lassen.«

Jessica hob die Schultern. »Aber die Veränderung nahm zu, wie ich aus den Telefongesprächen erfahren konnte.«

»Woher kennst du sie eigentlich?« Ich ging vom Gas, denn wir hatten den Ort erreicht und die ersten Häuser flankierten die saubere Straße. Sauber war auch der Ort. Man tat hier etwas, wusste, was man den Touristen schuldig war, und wollte ihnen neben der relativ sauberen Seeluft auch ein dazu passendes Ambiente bieten.

Hochhäuser sah ich nicht. Die neuen Bauten waren ziemlich flach und schmiegten sich in das Gelände, wobei sie oft durch Hänge und Hügel geschützt wurden.

Mit Ziegeln oder mit Reet gedeckte Dächer sorgten auch für eine optimale Auflockerung. In den kleinen Geschäften wurde all das angeboten, was die Einheimischen und auch die Touristen brauchten, um sich ernähren zu können.

Etwas passte nicht in diese Idylle. Es war kein Schmutz oder Dreck,

beileibe nicht. Ich wurde misstrauisch, als ich den Polizeiwagen sah, der mitten auf der Fahrbahn parkte.

Ein zweiter Wagen stand ebenfalls dort und der erinnerte mich an ein Fahrzeug der Mordkommission. In respektvoller Entfernung umstanden Einheimische und Touristen die Szene. Wenn sie näher treten wollten, wurden sie von den Beamten zurückgehalten.

Ich räusperte mich und machte durch dieses Geräusch Jessica Long aufmerksam.

»Da ist etwas passiert, John…«

»Sieht mir nach einem Verbrechen aus. Ich erkenne den Wagen der Mordkommission.«

»Mein Gott.« Sie schlug die Hand gegen den Mund, nahm sie wieder weg und flüsterte: »Das wird doch nicht etwa mit Deborah zusammenhängen? Das wäre ja furchtbar.«

»Wir werden sehen.«

Ich ließ den Wagen langsam an die entsprechende Stelle heranrollen. Wir wurden gehört. Ein Polizist, der uns bisher den Rücken zugewandt hatte, drehte sich um, um uns anzuhalten.

Dicht vor seinen Füßen kam der Rover zur Ruhe. Ich löste den Gurt. Zugleich mit Jessica stieg ich aus.

Der Beamte wusste nicht so recht, an wen er sich wenden sollte, entschied sich dann für mich. »Es tut mir Leid, Sir, Sie können hier nicht weiter. Fahren Sie wieder zurück.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Jessica.

»Ein Mord.«

Als sie bleich wurde, hielt ich bereits meinen Ausweis in der Hand und ließ den Polizisten einen Blick darauf werfen. Der schluckte etwas nervös. »Vom Yard?«

»Wie Sie sehen.«

»Sie dürfen natürlich passieren, Sir.« Er warf Jessica noch einen schiefen Blick zu, sagte aber nichts.

Dass die Männer der Mordkommission nicht aus Grafton-on-Sea stammten, war mir klar. Sie kamen aus Norwich und ihr Chef war ein Mann mit Silberbart. Aus wasserhellen Augen schaute er mich erstaunt an, als ich mich zu erkennen gegeben hatte.

»Hat sich die Tat schon bis London herumgesprochen?«

»Kann sein.« Ich reichte ihm die Hand, stellte mich vor, danach Jessica Long.

Der Kollege hieß Chris Hagen. Er kam einer Frage meinerseits durch seine Erklärung zuvor. »Ein sinnloser Mord, Mr. Sinclair. Ein völlig sinnloses Verbrechen.«

»Wer ist denn ums Leben gekommen?«

»Earl Flynn, ein junger Tourist. Gerade achtzehn. Er machte hier Urlaub, zusammen mit einer Gruppe.«

»Wie kam er um?«

Hagen zupfte an seinem Bart. »Das ist eben unser großes Problem, Kollege. Kommen Sie mit. Und Sie, Madam, bleiben am besten zurück. Es ist besser.«

Der Tote lag mitten auf der Dorfstraße. Die Männer hatten die Leiche abgedeckt und doch das zahlreiche Blut nicht verbergen können.

Hagen hatte sich gebückt, die Plane angefasst und zog sie vorsichtig zur Seite.

Ich war auf einiges gefasst, aber nicht auf dieses schreckliche Bild. Man hatte den jungen Mann nicht erschossen, sondern erstochen. Von der Brust war nicht mehr viel zu sehen.

»Das reicht, Hagen.«

Er ließ die Plane wieder zurückgleiten. »Die Menschen haben ihn hier liegen lassen, bis wir kamen.« Er reichte mir eine Zigarette und Feuer. »Wir mussten die Fliegen verscheuchen. Es war furchtbar.«

»Was sagt der Doc?«

»Dass er erstochen worden ist. Darauf wollten Sie doch hinaus, Sinclair.«

»Schon. Mir geht es auch um die Waffe. Ein Messer kann das nicht gewesen sein.«

»Nein. Unser Arzt spricht von einem sehr breiten Gegenstand. Damit kann ein Schwert gemeint sein.« Hagen schüttelte den Kopf. »Stellen Sie sich das vor, Sinclair. Ein Schwert. Ich habe das Gefühl, im Mittelalter zu sein. Das ist verrückt.«

»Es wäre nicht das erste Mal.«

»Für mich schon. Ich habe zwar hin und wieder mit Erstochenen zu tun, dann war jedoch ein Messer die Tatwaffe und kein Schwert. Hier muss ein Irrer gewütet haben.«

»Auch Irre hinterlassen Spuren. Haben Sie welche gefunden?«

»Nein, noch nicht.«

»Demnach auch keinen Verdacht?«

»Richtig.« Er saugte an seiner Zigarette und blies den Rauch in die klare Luft. Dann fragte er mich:

»Wie lange sind Sie schon hier, Kollege?«

»Drei Tage.«

»Dann kennen Sie sich hier besser aus als ich. Wollen Sie mir nicht helfen?«

»Wie sollte ich?«

Er winkte ab. »Ach ja, Sie machen Urlaub. Meine Männer schwärmen bereits aus und suchen nach Zeugen. Die Tat ist übrigens in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden begangen worden. Und noch etwas ist ungewöhnlich. Wir haben in der Nähe ein Skateboard gefunden und herausbekommen, dass es dem Toten gehört. Das Gerät zeigte Blutspritzer, sodass wir davon ausgehen, dass der junge Mann auf

seinem Rollbrett getötet worden ist. Furchtbar, sage ich Ihnen. Der ist möglicherweise in die verdammte Klinge hineingefahren. Vor ihm stand plötzlich der Killer und…«

»Woher wissen Sie, dass es ein Mann gewesen ist?«

»Hören Sie mal, Sinclair. Davon gehe ich einfach aus. Oder können Sie sich eine Frau vorstellen, die so etwas tut?«

»Im Prinzip nicht. Man sollte nur alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, finde ich.«

»Ich sehe das anders.«

Die Kippe trat ich aus. Der Kollege ahnte, dass ich verschwinden wollte, und fragte: »Kann ich möglicherweise auf Sie zählen oder fällt der Bereich Mord nicht in Ihr Gebiet?«

»Auch.«

»Ich habe mir Ihren Ausweis sehr genau angesehen, Mr. Sinclair. Er scheint mir etwas Besonderes zu sein.«

Ich lächelte. »Er ist etwas Besonderes.«

»Als was fungieren Sie?«

»Nun ja, ich bin eine Art Feuerwehr.«

»Dann können Sie mir dabei helfen, den Brand zu löschen. Ich wäre Ihnen jedenfalls dankbar.«

»Mal sehen.«

»Wo finde ich Sie denn?«

»Draußen in den Hügeln. Vorerst aber bleiben wir im Ort. Ich brauche jetzt einen Schluck.«

»Trinken Sie für mich mit.«

Jessica hatte am Wagen gewartet, die Haare gelöst, das Gesicht in den Wind gehalten, der ihre Haare wie eine Fahne zurückwehte. Ihre Haut war noch blasser als sonst. Das Erlebnis saß tief in ihr.

»Was hast du erfahren, John?«

Ich hob die Schultern. »Sollen wir nicht eine Tasse Kaffee trinken gehen? Oder ein Eis essen?«

»Jetzt? Auf den Schreck?«

»Ja.«

»Das hat doch etwas zu bedeuten.« Ich legte eine Hand auf ihre Schulter und schob sie vor. »Ich möchte den Kollegen aus dem Weg gehen.«

»Okay.«

Im Wagen herrschte Durchzug, als ich ihn zurücksetzte und in einer schmalen Seitengasse abstellte.

Jessica hatte nicht eine Frage gestellt. Stumm saß sie neben mir und schaute auf das Armaturenbrett.

Das Café hatte einen dreieckigen Vorbau aus Glas.

Wir nahmen auf den roten Stühlen Platz und mussten warten, denn die Bedienung stand draußen, um mit langem Hals zum Tatort zu

schielen.

Ich holte sie schließlich. Sie war eine junge Farbige mit Rastalocken. Ihre Lippen glänzten leicht grünlich. »Schrecklich«, sagte sie leise, »einfach furchtbar.«

»Zwei Kaffee bitte.«

»Ja, sofort.«

Wir hörten die Maschine zischen, schauten uns gegenseitig in die Gesichter, wobei Jessica es nicht schaffte, meinem Blick länger standzuhalten.

»Ich weiß, was du denkst, John. Bestimmt das Gleiche wie ich.«

»Und worüber denkst du nach?«

»Über die Tat und darüber, ob sie möglicherweise auch von einer Frau begangen sein könnte.«

»Deborah Caine?«

Während sie tief Atem holte, sprach sie. »Ja, so Leid es mir tut. Das denke ich.«

Erst als der Kaffee serviert worden war, antwortete ich ihr. »Jessica, das ist ein schwer wiegender Verdacht, den du da ausgesprochen hast. So etwas spricht man in der Regel nicht so locker aus, wenn du verstehst.«

»Klar.«

»Was also steckt dahinter?«

»Ich weiß es nicht.« Sie schlürfte den ersten Schluck, denn der Kaffee war sehr heiß. »Ich kann es dir wirklich nicht sagen, aber ich rechne bei Debbie mit allem. Selbst am Telefon spürte ich ihre Veränderung. Ich bekam bei jedem Gespräch mit ihr eine Gänsehaut. Das war wirklich schlimm, John.«

»Sonst hast du keine Anhaltspunkte? Konkretes, meine ich.«

»Nein.«

Auch ich probierte den Kaffee. Er schmeckte zwar etwas bitter, man konnte ihn aber trinken. Als ich die Tasse absetzte, war sie halb leer. Ich hörte Jessicas Frage.

»Du hast ziemlich lange bei deinen Kollegen gestanden. Hast du mit Ihnen etwas abgemacht?«

»Ich sollte sie unterstützen, lehnte es ab, weil wir andere Wege gehen werden.«

»Das ist gut.«

»Ich hätte da noch etwas, was ich gern von dir wissen möchte, Jessica.«

»Bitte.«

»Der junge Mann ist erstochen worden. Allerdings nicht mit einem Messer, sondern mit einer Waffe, die wesentlich länger ist. Ich würde sagen, mit einem Schwert. Weißt du, ob Deborah Caine jemals mit Schwertern experimentiert hat? Hat sie gelernt, damit umzugehen? Ist

dir da etwas bekannt?«

Sie schaute mich an, als hätte ich ihr einen unsittlichen Antrag gemacht.

»Womit wurde der junge Mann getötet? Mit einem Schwert?« Sie schüttelte den Kopf. »Ist man sich da ganz sicher?«

»Ich denke schon.«

»Nein, John, nein! Was sollte Debbie denn mit einem Schwert gemacht haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Tut mir Leid, aber das kann ich nicht nachvollziehen. Ich glaube nicht, dass sie den Schwertkampf geübt hat. Das ist für mich völlig unmöglich. Ich bin überrascht…«

»Ich war es auch.«

»Wir werden sie fragen.« Hastig strich sie ihre Haarmähne zurück. »Komm, lass uns den Kaffee trinken und dann zu ihr gehen.«

»Das wollte ich sowieso.«

Die Bedienung stand noch immer vor dem Haus. Sie trug einen kurzen Rock, unter dem die sehr schlanken, langen Beine hervorschauten. Die Farbige bot einen gazellenhaften Anblick. Hin und wieder drehte sie sich um. Wir waren die einzigen Gäste. Durch die Scheibe sah sie mein Winken.

Mit einer Gänsehaut auf den nackten Armen und dem Gesicht kam sie herein.

»Wir möchten bezahlen, bitte.«

»Ja.« Sie schüttelte den Kopf. »Ist das denn nicht furchtbar? Der Junge war erst achtzehn und so nett.«

»Sie kannten ihn?«

»Er und seine Clique waren oft hier. Sie kampieren in den Dünen. Es sind junge Leute, die sportliche Ferien machen wollen. Skaten, surfen, auch segeln. Das ist jetzt vorbei.«

»Hat er denn Ihnen gegenüber mal etwas erwähnt?«

»Wie meinen Sie das, Sir?«

»Ob er Feinde gehabt hat?«

»Nein, über so etwas haben wir nicht geredet. Wir waren optimistisch eingestimmt. Für uns gab es nur das Leben und die positiven Seiten davon. An den Tod hat niemand gedacht. Denken Sie denn daran?«

»Kaum«, erwiderte ich, obwohl das nicht immer stimmte. Ich wurde leider zu oft mit dem Tod konfrontiert.

Ich beglich die Rechnung und legte ein Trinkgeld dazu. Dann gingen wir. Die Leiche war abtransportiert worden. Allmählich verschwanden auch die Neugierigen. Natürlich wurde über den Fall diskutiert. Wir fingen so manche Gesprächsfetzen auf. Nicht wenige Gäste hatten Furcht und dachten an eine frühere Abreise.

»Weißt du, wo sie wohnt, oder müssen wir erst nachfragen?«

»Ich war schon hier.«
»Okay.«
Unsere Stimmung befand sich dicht vor dem Tiefpunkt, als wir wieder in den Rover stiegen. Jessica blieb für einen Moment regungslos sitzen, die Hände vor die Augen gehalten und sagte: »Wenn sich tatsächlich herausstellen sollte, dass Debbie die Täterin ist, was sollen wir dann tun, John?«
»So weit ist es noch nicht.«
»Weiche mir bitte nicht aus.«
»Nun, ja, wir müssten Sie verhaften«, sagte ich.
Wir rollten aus dem Ort, wo sich der Weg gabelte. Nach rechts führte er zum Strand, wir nahmen die andere Richtung, die in die flachen Dünen hinein führte. Dahinter breitete sich eine heideähnliche Landschaft aus, aber unterbrochen durch kleine Anhöhen, auf denen der blanke Fels grau wie Granit schimmerte.
Menschenleer war die Gegend ebenfalls nicht. Einige Häuser standen unter dem Blau des Himmels.
Ältere Bauten und keines war gerade klein. Es hatte sie schon vor Jahren gegeben.
»Wohnt Deborah in einem der Häuser?«
»Ja.« Jessica deutete nach rechts. »Da hinten liegt es. Das rote Gebäude mit den weißen Fachwerkstreifen.«
Es stand an einem idyllischen Fleckchen Erde. Wer es sah, wäre nie auf die Idee gekommen, dass sich hinter den Mauern möglicherweise ein Mensch verbarg, der mit den Mächten des Bösen im Bunde stand. Damit hatte es eigentlich begonnen. Sollte Deborah vom Satan besessen sein, würde ich es rasch herausfinden.
Wir rollten über einen schmalen Weg, der kaum Platz für Gegenverkehr zuließ.
Es war etwas Wind aufgekommen. Er spielte mit den Zweigen der Büsche und ließ sie zittern wie Laub. Jessicas Nervosität nahm zu. Sie rieb ihre Hände gegeneinander und blickte mich hin und wieder von der Seite her an.
»Hast du was?«
»Hör auf, John! Ich kann es noch immer nicht fassen. Für mich ist das alles furchtbar.«
»Wir schaffen es schon.«
»Eigentlich haben wir es immer geschafft, wenn wir etwas gemeinsam erlebten.«
»Gibt dir das Hoffnung?«
»Ob du es glaubst oder nicht, John. Es gibt mir Hoffnung. Sogar eine große. Und ich bin auch froh darüber, dass ich mit dir hergefahren bin. Wahrscheinlich hättest du von diesem fürchterlichen Mord nichts erfahren.«

»Da kannst du Recht haben.«
»Kennst du das Sprichwort ›Einmal ist keinmal‹?«
»Hör auf, so weit solltest du nicht denken.«
»Das sagst du. Ich kann aber nicht anders.«
Ich konzentrierte mich auf das Haus. Es lag in einer völligen Ruhe und machte einen sauberen, zugleich aber auch unbewohnten Eindruck, denn hinter den sauberen Scheiben der Fenster bewegte sich nichts. Da zitterten nicht einmal die Vorhänge.
In einem kleinen Anbau an der rechten Seite war die Garage untergebracht. Das Tor stand offen.
Aus dem Innern leuchtete uns ein feuerroter Mazda entgegen.
»Dann wollen wir mal«, sagte ich und stieg aus.
Jessica holte mich vor der Tür ein. »Bitte, John, ich möchte schellen.«
»Wie du willst.«
»Es ist besser, wenn sie zuerst meine Stimme hört.«
»Dann los!«
Die Klingel bestand aus einem grün angestrichenen Metallkreis, aus dessen Mitte ein heller Knopf hervorschaute.
Jessica holte tief Luft, bevor sie schellte. Beide waren wir gespannt, was auf uns zukommen würde…

***

Der Kopf war ziemlich weit gerollt, bevor er zur Ruhe gekommen war. Er lag mit dem Gesicht nach oben. Aus starren Augen glotzte er in den düsteren Himmel.
Sie schaute ihn an. Kein Muskel regte sich in ihrem Gesicht. Nur in den Augen glänzte der Triumph. Ein Zeichen dafür, dass sie es geschafft hatte. Sie war mit sich zufrieden.
Ihr Blick glitt an der Schwertklinge entlang nach unten, wo das Blut noch herablief. Scharf stieß sie die Luft aus. Dann schrak sie plötzlich zusammen, als sie eine raunende, dunkel klingende Stimme vernahm, die sie anredete.
»Das hast du gut gemacht, Deborah…«
Auf der Stelle fuhr sie herum und schaute dorthin, wo sich die Schwärze ballte und aus ihr das bräunliche Gerippe in die Höhe stieg. Dort hockte die Gestalt.
Deborah Caine ging einfach davon aus, dass es der Teufel war. Kein anderer besaß wohl das Aussehen wie diese dämonische Gestalt.
Er hockte geduckt auf einem pechschwarzen Pferd. Von seiner eigentlichen Gestalt war nicht viel zu sehen, denn sie wurde durch einen ebenfalls pechschwarzen Umhang verborgen. Der größte Teil des Kopfes lag unter einer Kapuze versteckt und vom Gesicht sah Deborah nur die schmalen orangefarbenen Augen.

In der rechten Hand hielt die Gestalt eine Lanze, die nicht nur eine Spitze hatte. Direkt darunter zweigte die Schneide einer matt schimmernden Axt ab.

Eine fürchterliche Waffe, ebenso schlimm wie das Schwert.

Deborah Caine verspürte keine Furcht. Hier war der Platz, wo sie den Teufel traf, hier fühlte sie sich wohl. Und das Lob aus seinem Mund hatte ihr gut getan.

Der Gaul, ebenfalls mit feurigen Augen versehen, rührte sich nicht von der Stelle. Er und die Gestalt schienen miteinander verwachsen zu sein. Sie gehörten zusammen.

Es dauerte eine Zeit, bis sich Deborah zu einer Antwort aufraffen konnte. »Du siehst, ich habe all deine Wünsche erfüllt. Sag mir nun, wie es weitergeht.«

»Es war erst der Beginn, meine liebe Freundin. Noch ist es Übung gewesen.«

»Nein, ich habe doch…«

»Ja, du hast den jungen Mann getötet. Damit hast du eine Probe bestanden. Die wirklichen Probleme werden folgen und ich bin sicher, dass du sie auch lösen wirst.«

»Ich vertraue dir.«

»Das musst du auch.« Wie zum Gruß hob er seine Waffe an und bewegte seine Schenkel.

Das Pferd reagierte. Auf der Stelle machte es kehrt und der Teufel ritt davon.

Deborah Caine schaute der Gestalt hinterher. Sie ritt wieder auf den Schattenberg zu, der sie schluckte und sich gleichzeitig mit ihm vereinte.

Deborah war wieder allein, doch sie brauchte sich keine Gedanken um den Rückweg zu machen, denn der Boden unter ihren Füßen begann plötzlich zu fließen, sich zu bewegen.

Alles befand sich in Fluss.

Der Himmel, die Landschaft, selbst der Kopf des Hingerichteten blieb nicht mehr ruhig.

Und dann senkte sich der Vorhang. Er kam wie eine gewaltige Wolke, die alles verschlang.

Auch Deborah Caine…

***

»Bitte, Debbie, bitte, wach auf! Was ist denn los mit dir? Du bist ja völlig nass.«

Es war eine Stimme, die aus unendlich weiter Ferne durch das Bewusstsein der Frau drang, das von einem dichten Ring aus Watte umlagert wurde.

Wer hatte da gesprochen?

Sie wusste es nicht, überlegte scharf und erinnerte sich daran, dass sie die Stimme kannte.

Sie öffnete die Augen.

Über ihr schwebte ein Gesicht. Sie sah die männlichharten Züge, die dunklen Augen, das ebenfalls dunkle Menjou-Bärtchen auf der Oberlippe und die etwas hoch gezogenen Augenbrauen, die dem Gesichtsausdruck einen leicht spöttischen Ausdruck gaben.

Das war er, Mason Rafferty.

»Ma - Mason?«, flüsterte sie tonlos. »Mason, bist du es?«

»Klar, Darling. Wer sonst…?«

Sie zögerte, den nächsten Satz auszusprechen, sagte ihn aber trotzdem. »Du - du bist doch tot…«

Da lachte er. »Was soll ich sein? Tot? Sieht so ein Toter aus, Debbie? So wie ich?«

»Nein, nicht.«

»Wie kannst du dann so etwas sagen!«

Sie lag auf dem Kissen und spürte, dass es feucht durch ihre Tränen geworden war. »Es war so schlimm, Mason, so schrecklich. Ich habe grauenhafte Dinge erlebt.«

»Und welche?«

»Bitte«, flüsterte sie und wollte den Kopf zur Seite drehen. »Ich kann es dir nicht sagen.«

»Hast du Geheimnisse?«

»Nein…«

»Dann rede doch!«

»Bitte«, flüsterte Debbie. »Du - du wirst mich für verrückt halten, wenn ich dir das sage…«

»Nein, Darling. Ich bin verrückt.« Er lächelte sie an. »Ich bin verrückt, und zwar nach dir.«

»Bitte, keine Scherze jetzt.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Gut, ich nehme sie hin. Aber, Mason, ich habe dich getötet. Ich habe dich umgebracht.«

»Ach ja?«

Debbie atmete seufzend. »Du glaubst mir nicht, Mason, das merke ich schon. Es ist auch schwer.«

»Ich glaube dir alles, Darling.« Er beugte sich über sie und berührte mit seinen Lippen ihre linke Wange. »Du musst es mir nur erzählen.«

Bei der Berührung seiner Lippen hatte sie für einen Moment ein strahlendes Glücksgefühl gespürt, das aber wieder verschwand, wenn sie daran dachte, welch seelische Strapazen sie in der letzten Zeit mitgemacht hatte. Sie waren einfach grauenhaft gewesen. »Du kennst doch meine Albträume, Darling. Ich habe dir doch davon berichtet.«

»Schon, die hat jeder.«

»Nicht so intensiv wie ich, Mason. Ich erlebe sie auf furchtbare Art und Weise. Ich leide unter ihnen wie ein Hund. Und wenn ich erwache, sind sie zwar verschwunden, aber sie leben in meiner Erinnerung weiter. Ich kann mich nicht von ihnen lösen.«

»Dass weiß ich mittlerweile. Deshalb habe ich dir auch geraten, einen Psychologen aufzusuchen.«

»Nein, das ist nicht gut. Der kann mir nicht helfen, ich spüre es. Ich muss andere Wege finden.«

Er lenkte sie vom Thema ab. »Wolltest du mir deinen Traum nicht erzählen? Tu es bitte. Manchmal ist es gut, wenn man über eine Sache spricht, die einen bedrückt.«

»Da hast du Recht, hör zu.«

Er schaute auf seine Uhr. »Du weißt, dass ich gleich wegfahren muss.«

»Ja, das ist mir klar.« Sie umfasste sein Handgelenk, als wollte sie ihn nie wieder loslassen. Dann begann sie mit ihrem Bericht. Sie sprach langsam, mit schwerer Zunge, wurde allerdings schneller, je mehr sie sich dem Finale näherte. Die letzten Worte stieß sie abgehackt und keuchend hervor.

»Und dann, Mason, habe ich dich geköpft. Ja, ich nahm ein Schwert und schlug dir den Kopf ab!«

Das war selbst für Mason Rafferty etwas viel. Sein Gesicht verlor an Farbe. Er musste hart schlucken, während er sich zurückzog und vom Bett aufstand.

Deborah war sehr sensibel. »Jetzt gehst du, Mason. Ich habe es gewusst. Hätte ich doch nichts gesagt!«

Er schaute auf seine liegende Verlobte hinab und schüttelte den Kopf. »Aber Debbie, Darling. So ist das doch nicht gemeint. Um Himmels willen. Ich habe mich nur über den Inhalt des Traumes erschreckt, der nichts mit unserem persönlichen Verhältnis zu tun hat. Du weißt, dass ich es gewohnt bin, die Dinge anders zu sehen. Ich bin Arzt und…«

»Siehst du mich als deine Patientin an, nicht?«

»Nein, auf keinen Fall. So darfst du nie denken, Darling. Du bist die Frau, die ich liebe. Was redest du nur für einen Unsinn!«

»Aber die Träume, Mason!«

»Bekommen wir schon in den Griff, keine Sorge. Ich habe dir die Medizin mitgebracht.«

»Die nützt nichts.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich sie bereits dreimal genommen habe«, erwiderte Debbie und zeigte einen gequälten Gesichtsausdruck.

»Nun ja, es geht eben nicht so schnell. Zwei Wochen müssen wir schon Geduld haben.«

»Ich kann nicht mehr«, flüsterte sie und sank ermattet in das Kissen

zurück. »Die Träume machen mich innerlich kaputt. Ich - ich komme damit nicht mehr zurecht.«

»Das wird sich geben.« Er ging zum Fenster, riss die Vorhänge mit einer fast wilden Bewegung zur Seite. »Schau hinaus, Debbie. Sieh dir diesen strahlenden Sommertag an. Ich bitte dich!«

Die Sonne schien gegen ihr Gesicht und die junge Frau musste blinzeln. »Das weiß ich ja, Mason. Ich bin dir dankbar, dass du versuchst, mich aufzuheitern, aber…«

»Kein Aber jetzt.« Er trat an ihr Bett und zog sie hoch. »Wenn ich zurück bin, möchte ich eine andere Debbie Caine vor mir sehen. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Okay, dann richte dich danach.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

Er drückte ihr einen Kuss auf den Mund und eilte aus dem Zimmer seiner Verlobten.

Deborah blieb auf der Bettkante sitzen, dabei ins Leere starrend. Nur ihre Hände bewegten sich. Sie atmete laut und schluckte dabei.

Angst durchflutete sie in Wellen. Sie waren wie Teer und wühlten sich langsam in Richtung Hals.

Die Frau spürte, dass sie sich übergeben musste. Mit stolpernden Schritten wankte sie durch den Raum und riss die zweite Tür auf, die zum Bad führte.

Dort war es kühler. Das mochte auch an den hellen Kacheln liegen, die Kälte auszustrahlen schienen.

Im letzten Augenblick schaffte sie es, das Waschbecken zu erreichen. Dann würgte sie. Sie übergab sich, atmete saugend und laut. Schweiß brach ihr aus, die Augen quollen aus den Höhlen. Sie glaubte den Dämon oder den Alb auszuwürgen, der sie die Nacht über gequält hatte.

Die Arme, mit denen sie sich an den Seiten des Waschbeckens abstemmte, zitterten. Auf ihrem Gesicht glänzte eine Mischung aus Schweiß und Tränen.

Das Zeitgefühl hatte Deborah verloren. Irgendwann ging es ihr besser, da konnte sie wieder normal durchatmen, ohne dass sie dabei würgen musste. Noch immer leicht schwankend drehte sie sich um, wobei ihr Blick auf die Duschkabine fiel.

Sie schob die Verglasung zur Seite und streifte das lange Nachthemd ab. Darunter war sie nackt.

Auf ihrem Körper glänzte der Schweiß. Noch zitterte sie etwas und wartete damit, in die Kabine zu treten, weil befürchtete, auszurutschen.

Ihr Blick fiel zwangsläufig auf die vorstehende Ablage, wo signalrot eine Schachtel leuchtete. Ihr Inhalt bestand aus Tabletten, die Mason

Rafferty ihr besorgt hatte, damit die Albträume verschwanden. Angeblich sollten die kleinen Kugeln ihr Wohlbefinden zurückholen. Bisher hatte sie davon nichts gemerkt.

Eher war das Gegenteil eingetreten. Die Albträume hatten sich verschlimmert. Sie drückten auf ihr Gemüt, denn das Grauen der Nacht konnte sie auch an dem darauf folgenden Tag nicht abschütteln.

Sie hatte mit Mason Rafferty darüber gesprochen und war von ihm beruhigt worden. Von einem auf den anderen Tag würde diese Störung nicht verschwinden.

Im Moment zählte für sie, dass dieses Gefühl des Würgens nachgelassen hatte. Erleichtert konnte sie sich duschen.

Dabei schaute sie dem Schaum nach, wie er mit dem Wasser im Abfluss verschwand. So wollte auch sie ihre Sorgen verschwinden sehen. Ob das je eintraf, war fraglich.

Mason würde bald wiederkommen. Sie wollte ihn nicht depressiv und schlecht aussehend vorfinden.

Er war stets agil, beliebt, auch bekannt. Sein Vater besaß ein großes Vermögen. Die Familie war in England bekannt.

Von der Dusche aus betrat sie das Schlafzimmer, in dem sich ein begehbarer Kleiderschrank befand.

Zur Frontseite hin hatte er mit Büchern voll gestellte Regale. Eine Tür teilte die beiden Seiten.

Sie öffnete, betrat den Schrank, wollte sich nach links wenden, wo die Sommerkleidung hing - und blieb wie angewurzelt stehen.

Etwas schoss durch ihren Körper, das mit einem Strom- oder Adrenalinstoß vergleichbar war.

Sie stand da, starrte und war unfähig, sich zu bewegen.

Direkt vor ihr lehnte ein Kurzschwert mit blutverkrusteter Klinge!

***

Wieso? Warum? Wie kommt es hierher? Was soll das alles bedeuten?, schrie es in ihr.

Darauf eine Antwort zu finden war ihr unmöglich. Sie hatte es nie zuvor gesehen, diese Waffe war…

Oder doch?

Deborah Caine hörte sich schluchzen. Alles drang in ihr hoch, die wirren Träume waren plötzlich wieder da und sie erkannte das Schwert aus ihren Träumen.

Es war genau die Waffe, mit der sie ihrem Verlobten den Kopf abgeschlagen hatte.

Sie sah sich selbst durch die Einöde gehen, halb nackt, aber bewaffnet, und das Lob des Teufels klang auch noch jetzt in ihren Ohren nach. Auf einmal zitterte sie, etwas drückte von innen gegen ihre Augen. Sie holte tief Luft, sie weinte und merkte, wie ihre Knie

nachgaben. Rückwärts schwankte sie aus dem Zimmer, ließ sich auf dem Bett nieder und wäre am liebsten im Erdboden versunken.

So saß sie da und dachte an nichts, die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Augen voller Tränen, schluckend und dabei auch nachdenkend!

Reiß dich zusammen, Debbie! Immer wieder gab sie sich den Befehl. Nur nichts verkehrt machen, nur nicht durchdrehen. Zusammenreißen, die Nerven bewahren, das war jetzt das Wichtigste. Alles andere konnte sie vergessen.

Heiß und kalt liefen die Schauer über ihren Körper. Sie war ein Mensch, doch sie fühlte sich als eine Gefangene innerhalb eines Kessels. Nur Feinde umgaben sie und Debbie musste erkennen, dass ihre Träume Realität geworden waren.

Träume - Wirklichkeit? Gab es da noch einen Unterschied? Wenn ja, wo befand er sich dann?

Deborah wusste keine Antwort. Mit beiden Händen wühlte sie ihr Haar auf. Der Schweiß lag glänzend auf ihrem Gesicht. Ihr kam die eigene Hilflosigkeit zu Bewusstsein. Es war niemand da, an den sie sich in ihrer Not hätte wenden können.

Nicht einmal an Mason, ihren Verlobten. Allerdings fragte sie sich, ob es gut gewesen wäre, ihn in dieses Thema einzuweihen. Er hätte natürlich die Frage gestellt, woher das Schwert möglicherweise gekommen war, und sie hätte ihm keine Antwort geben können. Sie wusste es nicht, sie konnte es sich nicht vorstellen, dennoch war es da.

Wer hatte es in das Zimmer gestellt?

Deborah dachte darüber nach. Möglicherweise sie selbst, ohne es gemerkt zu haben. Sie hätte aus ihren Träumen heraustreten müssen, um sie Realität werden zu lassen.

»Nein, nein, das ist unmöglich!«, flüsterte sie. »Das ergibt keinen Sinn. Das kann es einfach nicht geben. Das ist unmöglich.«

Das eine war ihr Traum, aber hier erlebte sie keinen Traum, dafür eine Realität. Dieses waren zwei verschiedene Paar Schuhe.

Oder gab es da ein Gebiet, wo sich beides miteinander verwob? Debbie überlegte. Möglicherweise ging es da um Hypnose, Fernhypnose. Zwar wissenschaftlich nicht bewiesen, ihr Verlobter hätte sie auch ausgelacht, aber nicht auszuschließen. Zumindest nicht für sie. Mittlerweile fühlte sich Deborah wie ein Versuchskaninchen, über das alle möglichen Personen bestimmten, nur sie selbst nicht.

Es war schlimm, grauenhaft und aus eigener Kraft nicht zu bewältigen.

Sie saß auf dem Bett, ihr Herz klopfte stark. Wenn sie den Kopf anhob, konnte sie durch die offene Tür des begehbaren Kleiderschrankes schauen und sah natürlich das Schwert.

Sie hasste diese Waffe, sie hasste die dunklen, eingetrockneten

Flecken auf dem Metall, denn sie wusste, dass es nur Blut sein konnte. Blut von der Person, die sie in ihren Träumen geköpft hatte, die aber lebte. Nur die Waffe war aus ihrer Traumwelt zurückgekehrt und stand nun in ihrer unmittelbaren Reichweite.

Da klingelte es!

Deborah zuckte zusammen. Wer konnte es sein?

Mason Rafferty?

Nein, der nicht. Er wollte erst später zurückkehren, außerdem hatte er einen Schlüssel.

Tief in ihrem Gedächtnis rührte sich etwas. Da war etwas, sie musste sich nur erinnern.

Deborah überlegte intensiv - und hatte die Lösung gefunden. Klar, sie war verabredet gewesen. Eine Freundin hatte sie besuchen wollen und einen Bekannten hatte sie auch mitbringen wollen.

Erst jetzt wurde ihr klar, dass sie bis auf den Slip nichts am Leibe trug. Hastig zog sie sich an. Es hatte schon mehrere Male geklingelt, als sie endlich die Treppe hinablief, um zu öffnen. Alles würde sie sagen, nur das Schwert nicht erwähnen…

***

Wir waren schon ungeduldig geworden und Jessica Long rechnete damit, dass ihre Bekannte sie versetzt hatte, dann hörten wir die Schritte und einen Moment später öffnete sich die Tür.

Ich wusste sofort, dass es der blonden Frau in der blauen Leinenhose und dem weit geschnittenen weißen Polohemd nicht gut ging. Sie machte einen gehetzten, unglücklichen Eindruck.

Ihr Blick flackerte, das Lächeln auf den Lippen wirkte unecht.

Jessica übernahm das Sprechen. »Wir dachten schon, vor einer verschlossenen Tür zu stehen, Debbie.«

»Sorry, aber…«, sie hob die Schultern, »… ich habe lange geschlafen und dann geduscht.« Sie gab den Weg frei. »Aber wollt ihr nicht hereinkommen?«

»Sehr gern.«

Der breite Flur nahm uns auf. Überall standen Blumen. Die Wände waren hell tapeziert, die Einrichtung modern. Im Wohnzimmer wurde ich der jungen Frau vorgestellt.

»Auch aus London?«

»So ist es.«

Sie hob die Schultern. »Wer hier wohnt, für den ist London Lichtjahre entfernt.«

»Das lässt sich ändern, Miss Caine. Sie brauchen sich nicht einmal in eine Rakete zu setzen, um die Stadt zu erreichen.«

»Das haben Sie nett gesagt. Aber bitte, ich heiße Deborah.«

»Dann sagen Sie John.«

»Gut.« Sie nickte. »Darf ich euch etwas zu trinken anbieten?«

»Gern, aber nichts Alkoholisches.« Jessica hatte auch in meinem Namen gesprochen.

Debbie ging zu einer fahrbaren Bar aus Glas und Chrom. Dort stand einiges beisammen, aber nicht die gekühlten Getränke. Die musste sie aus der Küche holen.

»Was hältst du von ihr?«, flüsterte Jessica.

»Sie steht unter Druck.«

»Genau das meine ich auch.« Ihre Lippen zuckten. »Ich kenne sie jetzt einige Jahre, aber so habe ich Debbie noch nie erlebt.«

»Kann es sein, dass sie Drogen genommen hat?«

»Nein, John, das ist was anderes. Das kommt aus der Tiefe, tatsächlich tief aus ihrem Innern. Das ist in die Höhe gestiegen wie ein schleichendes Gift und hat ihr Bewusstsein überspült. Ich weiß auch nicht, wie ich es sagen soll. Für mich ist sie so etwas wie eine gespaltene Persönlichkeit.«

Da mochte sie Recht haben. Ich enthielt mich eines Kommentars, da ich mir selbst ein Bild von Deborah Caine machen wollte. Die Einrichtung gefiel mir. Sie war hell, freundlich, modern. Nichts Muffiges oder Kitschiges. Wir saßen auf Stühlen, deren Lehnen sich an unseren Rücken schmiegten, und schauten zu, wie sie mit einem Tablett zurückkehrte, auf dem verschiedene Säfte und Gläser standen. Dabei zitterten ihre Hände und fast wäre ihr das Tablett entglitten.

»Pardon, aber ich bin etwas durcheinander.«

»Das macht nichts«, sagte ich lächelnd.

Sah so eine Frau mit einer gespaltenen Persönlichkeit aus? Ich wusste es nicht. Sie war fahrig, okay, das waren andere auch. Ihr Problem musste tiefer liegen.

Jessica schenkte ein. Sie trank Tomatensaft, ich nahm den aus Orangen. Heimlich beobachtete ich Deborah Caine. Sie saß ruhig auf ihrem Platz, die Hände flach auf den Oberschenkeln. Gespielte Ruhe.

Jessica hatte nicht erzählt, welchem Beruf ich nachging. Deborah konnte mir also völlig unbelastet gegenübersitzen.

Wir tranken und keiner wusste so recht, wie er beginnen sollte. Jessica tat unbefangen, als sie die erste Frage stellte. »Wie geht es dir denn, Debbie?«

Da lachte die junge Frau. »Na ja, mal so, mal so.«

»Und Mason?«

»Der ist in Topform. Das ist er eigentlich immer«, fügte sie flüsternd hinzu. »Komisch nicht?«

»Warum?«

»Weil ich zu sehr…« Sie verstummte, drehte jetzt ihre Hände und verknotete die Finger ineinander.

»Rede doch weiter.«

»Das ist zu persönlich.«
»Keine Sorge, John ist ein guter Freund. Du brauchst vor ihm keine Hemmungen zu haben.«
Die blonde Frau lächelte uns knapp zu, lehnte sich zurück und sagte: »Es gibt die Träume noch.«
»Das dachte ich mir.«
»Wieso?«
Jessica lächelte. »Ich sah es dir an, als du die Tür geöffnet hast. Dafür habe ich einfach einen Blick. Schließlich kennen wir uns lange genug.«
»Ja, das mag sein.«
»Wie kämpfst du dagegen an?«
»Mason hat mir Tabletten gegeben.«
»Psychopharmaka?«, fragte ich. »Das ist es wohl.«
Ich wiegte den Kopf. »Das kann okay sein, muss aber nicht. Auch sollte man immer auf Nebenwirkungen achten.«
»Weiß ich alles, John. Aber ich frage Sie, was soll ich sonst tun?«
»Reden. Über die Probleme sprechen.«
»Ich glaube nicht, dass mir da ein Psychologe helfen kann.«
»Daran habe ich auch nicht gedacht, sondern eher an uns. Sie sollten mit uns sprechen.«
»Aber ich kenne Sie nicht.«
»Du kannst John vertrauen.« Jessica lächelte ihr beruhigend zu. »Wirklich.«
Da Deborah Caine zögerte, stellte ich die nächste Frage. »Wann haben Sie denn den letzten Albtraum gehabt?«
Die Antwort kam spontan. »In der vergangenen Nacht.«
»Und?«
Sie senkte den Kopf. »Er - er war furchtbar.«
Ein paar Schweigesekunden verstrichen, bevor ich sagte: »Wollen Sie nicht darüber reden?«
»Weiß nicht.«
»Bitte, es kann Ihnen vielleicht helfen.«
Sie räusperte sich. »Nun, ja, ich…« Debbie trank hastig. »Es war einfach grauenhaft.« Dann begann sie zu erzählen. Sie redete leise, wurde immer blasser und ich musste eingestehen, dass dieser Traum tatsächlich ein Hammer gewesen war. Der konnte bei einem Menschen schon nachwirken und hätte selbst mich etwas aus dem Gleichgewicht gebracht.
»Und du hast ihn sehr intensiv erlebt?«, hörte ich Jessica fragen, während sich meine Gedanken um ein ganz anderes Problem drehten.
In Deborahs Traum hatte ein Schwert eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt. Und der Skater war ebenfalls mit einem Schwert oder sehr langem Messer getötet worden.

Gab es da eine Verbindung?

Ich schaute Deborah an. Auf ihrem Gesicht lag ein Schweißfilm. Der Blick flackerte. Ich wurde den Eindruck nicht los, dass sie uns etwas verschwieg.

»Hast du mit Mason über den Traum gesprochen?«

»Sicher.«

»Was sagte er?«

Debbie überlegte kurz. »Er hat versucht, mich aufzurichten, meinte aber auch, dass ich den Tabletten vertrauen sollte.«

Ich kam noch einmal auf die düstere Gestalt auf dem schwarzen Pferd zu sprechen. »Sind Sie der Meinung, dass es sich bei diesem Wesen um den Teufel gehandelt hat?«

Deborah nickte heftig. »Ja, es gibt für mich keine andere Lösung. Nur der Teufel kann so aussehen. Und diese Welt ist ein Vorhof zur Hölle oder die Hölle selbst.« Sie starrte uns gespannt an. Wahrscheinlich erwartete sie, dass wir sie auslachen würden, was nicht geschah, denn sie sah mein Nicken.

»Möglich, dass Sie Recht haben.«

»Und weiter? Wie soll ich mir das denn alles erklären?«

Eine gute Frage, auf die auch mir die Antwort nicht leicht fiel. »Haben Sie schon etwas von gewissen Astralreisen gehört oder gelesen?«

Deborah überlegte. »Ja«, erwiderte sie zögernd. »In der Theorie ist mir das nicht fremd. Löst sich bei derartigen Reisen das seelische Ich nicht vom Körper?«

Sie wartete auf meine Antwort und erhielt sie auch. »Im Prinzip haben Sie Recht. Die Seele des Menschen geht gewissermaßen auf Wanderschaft. Sie löst sich vom Körper, sie ist plötzlich stärker als die Hülle selbst. Das zweite Ich schwebt über dem ersten. Haben Sie denn bei einem dieser Ausflüge Ihren eigenen Körper unter sich im Bett liegen sehen?«

»Nein, nie.«

»Sie waren also immer gleich weg.«

»So ist es.«

Jessica Long mischte sich ein. »Dann ist dies keine normale Astralreise, das könnt ihr mir glauben.«

»Was ist es dann?«, schrie Debbie.

Jessica schaute mich an und auch ich musste zunächst passen, weil ich keine glaubwürdige Erklärung parat hatte. Wie mir bekannt war, veränderte sich das Ich bei einer Astralreise auch nicht. Sie aber war zu einer anderen Persönlichkeit geworden. Zu einer wilden Amazone, einer Frau, die mit dem Schwert kämpfte.

»Das ist etwas anderes«, sagte auch Jessica. »Das muss einfach etwas anderes sein.«

»Fragt sich nur, was«, murmelte ich und schickte an Deborah eine Frage nach. »Wann begannen diese Träume? Können Sie sich daran noch erinnern? Gab es vielleicht ein bestimmtes Ereignis, das die Albträume auslöste?«

Sie schaute mich ausdruckslos an. »Nein, eigentlich nicht. Kurz nach meiner Verlobung begannen die Träume. Da konnte ich keinen ruhigen Schlaf mehr finden.«

»Wie lange liegt es zurück?«

»Knapp zwei Monate.«

»Das ist viel«, murmelte ich und dachte dabei an die zahlreichen Nächte, die zur Qual für die Frau geworden waren. Sie hatte viel leiden müssen. Ob es da richtig gewesen war, sie mit Tabletten zu behandeln, stand in den Sternen. »Haben Sie in den Träumen immer getötet? War es jedes Mal der Gleiche?«

»Nein.«

»Was kam noch darin vor?«

»Ich habe keine Ahnung mehr. Alles verwischt. Ich behalte eigentlich immer den letzten Traum so lange, bis ich wieder im Bett liege und mich der neue überkommt.«

»Dann muss Ihre Furcht vor dem Zubettgehen groß sein.«

»Das können Sie wohl sagen.« Sie nickte heftig. »Ich nehme stets zwei dieser Tabletten ein.«

»Ohne Wirkung, nicht?«, fragte Jessica.

»Leider.«

»Oder wurde es schlimmer?«

Debbie schaute mich an. »Nun ja, ich weiß nicht so recht. Es blieb jedenfalls gleich. Später intensivierten sich die Träume. Da war es dann grauenhaft.«

»Trafen Sie diese Gestalt auf dem schwarzen Pferd denn öfter?«, hakte ich nach.

»Schon, aber ich sah sie nie so deutlich wie in der letzten Nacht. Da habe ich auch meinem Verlobten den Kopf abgeschlagen. Ich sehe ihn jetzt noch, wie der davonrollte. Sie glauben nicht, wie furchtbar das für mich gewesen ist.«

Ja, ich glaubte es ihr.

»Da ist noch etwas, Debbie«, sagte Jessica. »Und ich weiß nicht, ob du davon schon gehört hast.«

»Worum geht es denn?«

»Um einen Mord.«

Debbie bekam große Augen. Um ihre Verlegenheit zu überbrücken, trank sie einen Schluck Saft.

»Ist - ist der Mord echt gewesen?«, flüsterte sie. »Oder auch nur ein Traum?«

»Leider echt.«

»Wo passierte er denn?«
»Hier im Ort«, erklärte Jessica.
»Was?«
»Ja, leider.« Sie nickte. »Es traf einen der jungen Urlauber, einen Skater.«
»Wie kam er denn ums Leben?« Sie schüttelte sich. »Mein Gott, das ist ja furchtbar.«
Jessica überlegte sich die Antwort ganz genau. »Wie er ums Leben kam? Eine gute Frage, Debbie. Er wurde nicht erschossen oder erschlagen. Man tötete ihn durch einen Stich in die Brust. Allerdings nicht mit einem Messer.«
»Sondern?«
»Der Killer nahm ein Schwert. Das hat der die Leiche untersuchende Fachmann festgestellt. Earl Flynn, so hieß das Opfer, muss auf seinem Skateboard genau in die Klinge hineingerast sein.«
Deborah Caine hielt ihre Handfläche gegen den Mund gepresst. Wir glaubten nicht, dass sie uns Theater vorspielte. Ihr Erschrecken war echt. Doch tief in ihren Augen glaubte ich, noch etwas zu lesen. Einen anderen Ausdruck, der nicht zu dem ersten passte. Mir jedenfalls kam es so vor, als wüsste sie Bescheid.
»Nun, Debbie?«
Ihre Hand sank sehr langsam nach unten. »Wirklich mit einem Schwert?«, hauchte sie.
»Leider.«
Sie stand plötzlich auf und trat ans Fenster. Dort blieb sie stehen. Gegen die Scheibe gewandt, fragte sie: »Hat man denn einen Verdacht? Weiß die Polizei…«
»Sie weiß nichts«, sagte ich.
Debbie Caine nickte. »Das habe ich mir gedacht. Das habe ich mir gedacht, John.«
»Wieso?«
Sie drehte sich um. »Ich weiß es nicht. Ich - ich weiß überhaupt nichts mehr.«
»Das glaube ich Ihnen nicht.«
Auf halben Weg blieb sie stehen. Wahrscheinlich geschockt durch meine Antwort. »Warum glauben Sie mir das nicht?«
»Ich merkte es an Ihrer Reaktion. Seien Sie ehrlich, Deborah. Verschweigen Sie uns etwas?«
»John, bitte…«
»Keine Sorge, Jessica, ich weiß schon, was ich frage. Also, verschweigen Sie uns etwas?«
Debbie schaute zu Boden. Sie wollte uns nicht mehr ansehen. Dann räusperte sie sich. »Es ist alles so schrecklich, wissen Sie - ich - ich finde mich nicht mehr zurecht.«

Jessica stand auf, ging zu ihr und legte ihre Hände auf Debbies Schultern. »Ich will dir mal etwas sagen, meine Liebe. Wenn du zu jemanden Vertrauen haben kannst, dann bitte zu uns. Wir werden dir nichts tun, denn wir sind nur zu dir gekommen, um dir zu helfen. Du kannst uns voll vertrauen. Du musst es sogar. John Sinclair ist nicht irgendjemand. Er ist ein Mann, der sich darauf versteht, gewisse Probleme zu lösen. Wirklich, Debbie, vertraue uns.«

»Das ist aber so schwer.«

»Spring über deinen eigenen Schatten.«

»Ja, ja, aber…«

»Bitte, Debbie, kein Aber.«

»Du hast im Prinzip schon Recht, Jessica. Vielleicht sollte ich zuvor mit meinem Verlobten reden.«

»Der ist nicht hier.«

»Er wird bald kommen und mir einen Rat geben können. Ich habe mich immer mit ihm besprochen.«

»Debbie, bitte. Ich will nichts gegen deinen Verlobten sagen. Aber hat er dir helfen können?«

»Noch nicht…«

»Wir möchten dir aber helfen und wir sind davon überzeugt, dass wir es schaffen. Sonst hätten wir dich nicht besucht.«

»Das glaube ich mittlerweile auch.«

»Deshalb musst du sagen, was du weißt. Bitte…«

Sie fing an zu weinen, beugte sich nach vorn und legte ihren Kopf gegen Jessicas Schulter. Sie drehte sich um, damit sie mich anschauen konnte. Ihr Blick bestand aus einer einzigen Frage und auch ich konnte ihr nicht helfen.

»Debbie, was ist?«, fragte sie nach einer Weile. »Du musst dich jetzt zusammenreißen, so schwer es dir auch fällt.«

»Ja, ja!«, rief sie schluchzend. »Aber was wisst ihr denn? Gar nichts wisst ihr, überhaupt nichts!«

»Du könntest uns dabei helfen, etwas zu wissen.«

»Ich - ich will es versuchen.«

»Dann los!«

Deborah Caine schnäuzte die Nase und zeigte zur Tür. »Wir müssen in mein Schlafzimmer gehen.«

»Gut.«

Während ich aufstand, stellte ich eine Frage. »Sagen Sie, wohnen Sie allein hier?«

»Ja, meine Eltern sind für ein Jahr verreist. Mein Vater hat in den Staaten zu tun.«

»Ach so.«

Sie ging vor. Jessica schritt neben ihr her und hielt die Freundin an der Hand umfasst. Im Schlafraum war das Bett noch zerwühlt. Keinen

von uns interessierte es. Wir folgten Debbie Caine zur Tür eines begehbaren Kleiderschranks.

Davor blieb sie stehen, die Hand schon auf den Knauf gelegt. Sie wollte etwas sagen und ich nickte ihr aufmunternd zu.

»Es - es ist so. Ihr werdet gleich etwas sehen, das so furchtbar ist, und ich kann nur sagen, dass ich es nicht getan habe. Ich weiß selbst nicht, wie alles passierte.«

»Ruhig, Debbie, ganz ruhig. Wir werden die Sache schon in den Griff bekommen.«

»Ich weiß nicht…«

Die Tür klemmte etwas, als Debbie öffnete. Sie selbst betrat den dahinter liegenden schmalen Raum nicht, blieb an der Tür stehen, kalkweiß im Gesicht, heftig atmend.

Ich ging an ihr vorbei. Jessica stand bereits hinter der Tür, ohne sich zu rühren.

Unbeweglich schaute sie den Gegenstand an, der an einem der Regalfächer lehnte und mit seiner Spitze ein Loch in den hellen Teppichboden gedrückt hatte.

Es war ein Schwert mit blutverkrusteter Klinge!

***

Das war ein echter Hammer, ein Tiefschlag, mit dem selbst ich nicht gerechnet hatte.

Neben mir bewegte sich Jessica. Sie drehte mir ihr Gesicht zu. Bevor sie eine Frage stellen konnte, raunte ich: »Geh zu ihr. Sie braucht jetzt deine Hilfe.«

Ich hörte sie atmen. »John, glaubst du auch, dass Deborah mit dem Schwert gemordet hat?«

»Was ich glaube oder nicht, weiß ich nicht. Aber sie wird uns einiges zu erklären haben. Bitte, lass mich allein. Gib auf sie Acht, Jessica.«

»Okay, John.«

Als sie den schmalen Raum verlassen hatte, kümmerte ich mich um die Waffe.

Die Blutflecken waren nicht mehr frisch. Sie hatten auf dem Metall eine schorfige Kruste gebildet, ein Beweis dafür, dass die Tat etwas länger zurücklag.

Natürlich dachte ich sofort an den Mord, dem der Skater zum Opfer gefallen war. Das lag zeitlich gesehen so lange zurück, dass sein Blut bereits eingetrocknet sein konnte.

Vor der Waffe ging ich in die Hocke. Da Jessica die schmale Tür nicht geschlossen hatte, hörte ich, wie die beiden Frauen miteinander flüsterten.

Ich ließ meine Hand über die Klinge gleiten. Sie glänzte in einem hellen Blauton, unterschied sich somit von der Farbe eines normalen

Schwerts, das eigentlich dunkler war.
Deshalb traten auch die Blutflecken so stark hervor. Und sie hatten sich auf der gesamten Länge verteilt. Kleine Spritzer befanden sich ebenso dicht unter dem Griff wie fast an der Klingenspitze.
Ich hob die Waffe an.
Sie war ziemlich schwer und für eine Frau relativ schlecht zu führen, denn Debbie gehörte nicht eben zu den kräftigsten Personen. Aber sie würde eine derartige Waffe halten können. Dann brauchte ein Skater nur gegen sie zu fahren.
In der Theorie stand für mich die Tat bereits fest. Aber in der Praxis? Stimmte sie mit der Theorie auch überein?
Ich musste Deborah Caine fragen und hoffte, auch Antworten zu erhalten.
Ich nahm das Schwert und betrat mit der Waffe in der Hand das Schlafzimmer. Die beiden Frauen saßen wie Puppen auf dem Bett. Sie starrten mir entgegen.
Als Deborah mich mit der Waffe sah, fing sie an zu zittern, sprang in die Höhe und streckte mir ihre Hände entgegen. »Ich war es nicht!«, kreischte sie. »Ich habe ihn nicht getötet! Das müssen Sie mir glauben! Nein, ich war es nicht!«
Ihre Stimme überschlug sich. Jessica hatte Mühe, die Freundin zu bändigen und sie wieder auf das Bett zu ziehen, wo Deborah weinend hocken blieb und sich zunächst einmal beruhigen konnte.
Jessica Lang sah mich an. »Jetzt denkst du wahrscheinlich das Gleiche wie jeder Polizist.«
»Was denke ich denn?«
»Dass sie die Mörderin ist.«
»Es weist einiges darauf hin.«
»Stimmt, John, aber ich glaube nicht, dass sie den Jungen getötet hat. Nein, das nehme ich dir nicht ab.«
»Ich habe davon nichts gesagt.«
»Das zwar nicht, doch ich kann deine Gedanken lesen.«
»In der Tat denke ich darüber nach. Es ist auch kein Fehler. Ich bin Polizist, ich muss mich an bestimmte Fakten halten. Die weisen nun einmal auf Deborah als Täterin hin. Da kannst du sagen, was du willst. Ich habe auch an eine andere Möglichkeit gedacht.«
»Und welche?«
»Dass sie von der Tat nichts weiß. Sie hat diesen Earl Flynn umgebracht, ohne es selbst gemerkt zu haben. Mittlerweile habe ich den Eindruck, dass dieser Fall immer komplizierter wird.«
»Nichts dagegen, John. Ich möchte nur von dir wissen, was du jetzt tun willst. Sie mitnehmen und verhaften?«
»Das müsste ich eigentlich.«
»Weshalb tust du es nicht?«

»Weil ich mir auch nicht sicher bin. Ich sagte dir doch schon, dass der Fall kompliziert ist. Ich werde gehen und die Waffe untersuchen lassen. Der Kollege Hagen wird bestimmt noch im Ort sein.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie kann hier im Haus bleiben. Aber nur im Haus, hörst du, Jessica? Du bist mir dafür verantwortlich.«

Jessica Long schaute mich für eine Weile an. Dann huschte ein Lächeln über ihre vollen Lippen.

»Ich danke dir, John. Ja, ich danke dir aus ganzem Herzen.«

»Wofür, bitte?«

»Für dein Verständnis. Ich glaube nicht, dass du es bereuen wirst. Mein Gefühl sagt mir, dass Debbie den Mord nicht begangen hat, auch wenn die Indizien gegen sie sprechen.«

So optimistisch gab ich mich nicht. »Wir werden sehen«, sagte ich. Neben den beiden blieb ich stehen.

Deborah Caine wagte nicht, ihren Kopf zu heben und mir ins Gesicht zu schauen. Leise weinend blickte sie zu Boden. Ich fühlte mich gezwungen, ihr einige Worte zu sagen. »Keine Sorge, meine Liebe, wir werden schon alles wieder in die Reihe bekommen.«

»Hoffentlich«, schluchzte sie.

Mit der Waffe in der Hand verließ ich das Zimmer. Jessica rief hinter mir her: »Was sollen wir denn diesem Verlobten sagen, wenn er hier erscheint?«

»Am besten nichts.«

»Er wird Fragen stellen.«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise bin ich bis dahin schon wieder zurück.«

»Ja, das wäre gut.«

Ich verließ das Haus, trat in die Wärme und setzte mich in den noch wärmeren Rover.

Nachdenklich fuhr ich den Weg zurück in den Ort. Das Schwert lehnte neben mir am Beifahrersitz…

***

Auf der Hauptstraße befanden sich noch immer zahlreiche Menschen, die über den schrecklichen Vorfall diskutierten. Mein Rover fand in einer markierten Parkfläche einen Platz. Dort störte er niemanden. Das Schwert ließ ich zunächst im Wagen und winkte einen der Polizisten herbei. Ihn fragte ich nach Chris Hagen.

»Der Inspektor hält sich im Hotel Seaview auf.«

»Danke. Was tut er dort?«

»Dort ist sein Hauptquartier.«

»Wie komme ich dorthin?«

»Fahren Sie in Richtung Strand, dann werden Sie das Hotel sehr bald

sehen, Sir.«

»Danke.«

Ich kletterte wieder in meinen Rover und folgte der Beschilderung.

Das Hotel war tatsächlich nicht zu übersehen. Ein schräger Bau mit Balkonen vor den großen Glasfenstern. Um den Kasten herum spielte sich der normale Urlaubsbetrieb ab.

Leicht bekleidete Gäste gingen zum nahen Strand oder kamen vom Meer. Trotz des Betriebs herrschte nicht die Hektik, die ich von der Südküste der Insel kannte.

Ich wurde skeptisch angeschaut, als ich mit dem Schwert in der Hand auf das Hotel zu schritt. Die Gäste in der Halle bekamen ebenfalls große Augen, so etwas hatten sie noch nicht gesehen.

Ein junger Mann trat mir entgegen, schielte das Schwert ebenfalls an und hätte am liebsten gefragt, ob ich mich verlaufen hätte. Er bewahrte allerdings Haltung und fragte, womit er mir behilflich sein könnte.

»Ja, das können Sie allerdings. Ich hätte gern Inspektor Hagen gesprochen.«

»Ist es wichtig?«

»Hören Sie, Mister. Das ist meine Sache und die des Inspektors. Sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann.«

Er war mittelschwer geschockt, zog einen Flunsch und ging. Zum Glück hörte ich die Stimme des Inspektors. Sie klang dort auf, wo der Weg zur Bar führte.

»Sinclair, Sie hier?«

»Ja.«

»Was ist…?«

»Warten Sie, ich komme zu Ihnen.«

Hagen schaute mir entgegen. Am meisten interessierte er sich für das Schwert und bekam kullerrunde Augen, denn er ahnte, was ich ihm da brachte.

»Sagen Sie nur nicht, dass Sie die Mordwaffe gefunden haben, Sinclair?«

»Wahrscheinlich.«

Hagen war geschockt. »Mann, das wäre ja ein Ding.«

»Sogar ein großes. Wo können wir reden?«

Der Kollege war aufgeregt. »Kommen Sie mit. In der Bar hatte ich mein Quartier aufgeschlagen.«

»Mal was ganz Neues.«

»Finde ich auch.«

Die Bar gefiel mir. Hell eingerichtet, die großen Scheiben, der Blick zum Meer hin.

Hagen saß an einem runden Tisch. Er hatte Protokolle ausgebreitet, schob die Papiere aber zur Seite, damit ich meine Beute ausbreiten

konnte. Dann setzte ich mich.

Der Kollege schaute mich gespannt an. »So, jetzt erzählen Sie mir bitte, wo Sie die Waffe gefunden haben.«

»In einem Haus.«

»Wie? Mehr nicht?«

Ich hatte mich längst entschlossen, ihm nicht die ganze Wahrheit zu sagen. Namen nannte ich nicht.

Ich erklärte nur, dass ich die Waffe in einem Schlafzimmer entdeckt hatte.

»Wem gehört es?«

»Ich möchte Ihnen den Namen nicht nennen.«

Sein Gesicht verschloss sich. »Sie wissen ja, dass Sie möglicherweise einen Mörder unterstützen.«

»Das ist mir bekannt. Dieser angebliche Täter wird auch nicht entkommen, darauf können Sie sich verlassen. Zuvor aber will ich Gewissheit haben, Kollege.«

»Worüber?«

»Ob das Blut auf der Klinge mit dem des Opfers identisch ist.«

»Mit wessen denn sonst?«

»Können Sie das riechen?«

»Nein, aber…«

»Lassen Sie es untersuchen, dann sehen wir klarer. Ich bin der Letzte, der Ihnen nicht helfen würde, aber der Fall ist nicht so simpel, wie er zunächst aussehen mag.«

Chris Hagen lachte bitter auf. »Das habe ich mittlerweile bemerkt, Sinclair. Niemand hat etwas gesehen, niemand will etwas gesehen haben.« Er schaute gegen die Klinge. Da sich der Griff in seiner Nähe befand, umfasste er ihn mit der rechten Hand.

»Komisch«, sagte er.

»Was ist komisch?«

»Mein Gefühl, Mr. Sinclair. Ich habe den Eindruck, als würde ich unter Spannung stehen.«

»Genauer.«

»Durch meine Hand läuft ein Kribbeln. Ist das Schwert etwa geladen?« Er lächelte noch, aber mir hatte seine Frage überhaupt nicht gepasst und mich gewissermaßen alarmiert.

Mir war dieses Kribbeln nicht aufgefallen, als ich die Waffe trug. Warum bei Hagen, konnte ich nicht sagen.

Seine Hand umklammerte den Griff noch immer. Über den Tisch hinweg schaute er mich an. Sein Gesicht kam mir vor wie eine Großaufnahme auf der Kinoleinwand. Die Zunge huschte über die Lippen.

»Verdammt, Sinclair, was ist das?«

»Keine Ahnung.«

»Es ist - es ist, als würde meine Hand dran festkleben.«
»Lassen Sie den Griff los.«
Er wollte es. Ich schaute auf seine Hand und sah die Haut auf dem Rücken zucken. Zu mehr war Hagen nicht fähig. Das Schwert hielt ihn einfach fest. Es war mit ihm eine Verbindung eingegangen, gewissermaßen sein verlängerter Arm.
Auf seiner Stirn bildeten sich die ersten Schweißtropfen. Der Arm zuckte, die Hand ebenfalls, auch das Schwert, nur schaffte mein Gegenüber es nicht, die Finger vom Griff zu lösen.
»Das hält mich fest!«, keuchte er. In seiner Stimme schwang eine Portion Angst mit.
Ich stand auf. Mein Kollege verstand die Bewegung falsch. »John, was ist los? Wollen Sie mich im Stich lassen?«
»Keine Sorge, ich werde Sie nur testen. Bleiben Sie sitzen, rühren Sie sich nicht.«
»Okay, ich…« Vielleicht wollte er nicht, doch er wurde gezwungen, denn urplötzlich und ohne Vorwarnung schnellte er hoch.
Mit ihm das Schwert.
Ein Schrei drang aus seinem Mund. Bevor ich das Kreuz noch hatte hervorholen können, griff er mich an…

***

Plötzlich führte er die schwere Waffe, als wäre sie so leicht wie ein Stock. Er brauchte nicht einmal die linke Hand, um voll attackieren zu können.
Durch einen Tritt stieß er gleichzeitig den Tisch aus dem Weg, dann jagte die Klinge nach unten.
Ich warf mich mit einem gewaltigen Satz zurück, kam mit den Hacken auf und stolperte so weit, bis ich gegen den Handlauf der Bar prallte. Dort blieb ich für einen Moment stehen, den Blick auf meinen Kollegen gerichtet.
Er war wie von Sinnen!
Vor seinem Mund zischte Geifer oder Schaum. Die Augen waren weit geöffnet. Er glich mehr einem wilden Tier als einem Menschen. Seine Schreie hallten als furchtbare Echos durch die Bar.
Das Schwert beschrieb bei seinem Angriff zackige Bewegungen, wie ein aus den Wolken zuckender Blitz. Die Klinge des Schwerts sauste auf mich zu.
Für einen Moment dachte ich an den Skater, der auf eine ähnliche Weise ums Leben gekommen sein musste, und ich blieb keinen Lidschlag länger an meinem Platz.
Als er sich vorwarf, um mich aufzuspießen, war ich schon nach rechts unterwegs.
Schade um das Holz der Theke, in das die Klinge mit immenser

Wucht rammte und es zerstörte.
Aus dem Augenwinkel sah ich die Menschen vor der Glastür. Sie schauten und trauten sich nicht hinein, was auch gut war. Es reichte, wenn der Inspektor mich angriff.
Sein Gesicht war schrecklich verzerrt und er schrie sich selbst Mut zu, als er den Griff jetzt mit zwei Händen umfasste und das Schwert aus dem Holz hervorriss. Wie ein Berserker fuhr er herum, die Klinge machte die Bewegung zwangsläufig mit und räumte alles ab, was sich ihr in den Weg stellte.
Zwei Stühle gingen zu Bruch, ein Tisch kippte um. Aus einigen Blumenvasen wurden Scherben, die als Dekoration aus den Wasserpfützen hervorschauten.
Ich hatte mein Kreuz gezogen und mich auf die Seite der Bar zurückgezogen, wo sich die bis zum Boden reichenden Fenster befanden. Aber ich hielt das Kreuz fest.
Auf den Kollegen schießen wollte ich nicht. Er konnte nichts dafür, stand unter einem fremden Einfluss. Vielleicht gelang es mir, ihn durch das Kreuz zu stoppen.
Die rechte Hand hielt ich hinter dem Rücken verborgen. Als der Mann auf mich zu rannte, ließ ich ihn zwei Schritte weit kommen, holte dann die Hand hervor und zeigte ihm das Kreuz.
Er lief - und stoppte!
Plötzlich drang ein furchtbarer Schrei aus seinem Mund. Bei ihm stellten sich sogar die Haare auf.
Auf einmal war ihm die Waffe zu schwer. Das heißt, sie führte wieder seine Hand, bewegte sich kreisförmig und dabei halb ausgestreckt. Mein Kreuz und dessen weißmagische Kraft mussten die Waffe dermaßen verändert haben.
Und dann war es weg!
Es zuckte aus seinen Händen hervor, als hätte jemand an der Spitze gezerrt. Eigentlich hätte es sich in meine Richtung bewegen müssen, was nicht geschah, denn im spitzen Winkel fegte es von Chris Hagen weg und jagte der Decke entgegen.
Hagen glotzte ihm nach. Ich verfolgte es ebenfalls und mich packten die schlimmsten Befürchtungen.
Ich sah sie schon beinahe bestätigt, als sich die Klinge unter der Decke drehte und kippte. Jetzt raste sie nach unten, versehen mit einem neuen Ziel.
»Hagen, hau ab!«, brüllte ich, weil ich sah, dass ich zu spät kommen würde.
Aber Hagen blieb stehen.
Er stand noch, als die Klinge ihn traf, das Blut spritzte und ich mich auf die Waffe werfen wollte.
Sie war schneller als ich. Sich flach in der Luft drehend, wischte sie

in einiger Entfernung an mir vorbei, um sich ein neues Ziel vorzunehmen. Leider war es die Glastür, hinter der sich die Umrisse der Neugierigen abzeichneten.

Die Menschen hatten das Grauen mitbekommen. Für sie konnte ich nur hoffen.

Bevor die Klinge das Glas durchhämmern konnte, spritzten sie auseinander und rannten in alle Richtungen davon. Keiner war mehr zu halten und das Schwert durchbrach mit einem wahren Donnergetöse die Glastür.

Eingehüllt in Splitterregen pfiff es durch die Halle - dem neuen Ziel entgegen. Dort drehte es sich mitten in der Luft, kurvte dicht an der Rezeption vorbei und ließ sich auch durch die Eingangstür nicht aufhalten.

Mit Brachialgewalt wurde sie zerstört. Die verfluchte Klinge zerhämmerte alles, was sich ihr in den Weg stellte. Zurück blieben die entsetzten Gäste und das Personal. Die meisten hatten sich zu Boden geworfen und standen erst auf, als die Waffe verschwunden war. Und dann erlebten sie ihren Schock. Es gab wohl keinen, der seine Angst nicht laut hinausschrie.

Ich ging nicht in die Halle. Sehr steif wirkten meine Bewegungen, als ich neben Chris Hagen, dem Kollegen, niederkniete und in sein blutüberströmtes Gesicht schaute.

Es gab keinen Zweifel, er war tot!

In diesen Augenblicken dachte ich an kaum etwas. Höchstens an mein eigenes Versagen. Aber hätte ich diese furchtbare Tat überhaupt verhindern können?

Ja und nein. Am Tisch hätte ich schon mein Kreuz einsetzen können, aber nicht immer ist man perfekt. Ich war auch nicht anders als die übrigen Menschen, trotz meines Jobs.

Als ich mich aufrichtete, hörte ich hinter mir das Knirschen. Es entstand, weil die Kollegen des Toten durch die Scherben schritten, begleitet von einigen Uniformierten.

Ihre Gesichter zu beschreiben wäre sinnlos gewesen. In jedem von ihnen standen die Angst und das Grauen vor dem Unfassbaren zu lesen. Ich sprach die Männer trotzdem an.

»Es tut mir Leid, ich war zu langsam. Inspektor Hagen ist tot. Ich weiß nicht, wer von Ihnen Zeuge war, aber er wurde von einem Schwert getötet, das sich selbstständig machte.«

»Wie kann das sein?«, fragte jemand. »Hat da der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt?«

»Vielleicht.«

Die Männer kannten mich. Möglicherweise hatte ihnen Hagen auch von meiner Sondervollmacht erzählt und sie fragten jetzt, wie es weitergehen würde.

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht genau, tut mir wirklich Leid.«

»Sie müssen das Schwert suchen.«

»Sicher, das werde ich.«

»Wir werden…«

»Nichts tun, meine Herren. Dieser Fall gehört mir. Das ist einzig und allein meine Angelegenheit. Und ich verspreche Ihnen, dass ich ihn lösen werde.«

»Wer sind Sie denn?«

»Oberinspektor John Sinclair. Das sollte Ihnen reichen, Gentlemen. Und jetzt lassen Sie mich bitte durch.«

Sie machten schweigend Platz. Auch ich schritt durch die Scherben und hörte sie unter meinen Sohlen zerknirschen wie kleine Zuckerstücke. In der Halle sah ich das Hotelpersonal. Einige Mädchen weinten. Den männlichen Personen ging es auch kaum besser. Eltern hielten ihre Kinder fest. Niemand sprach mich an, als ich mit einem Granitgesicht durch die Tür ins Freie schritt, wo mich die warmen Strahlen der Sonne trafen.

Das Schwert sah ich nicht. Die Luft, der Himmel und die Sonne schienen es verschluckt zu haben.

Aber ich ging davon aus, dass ich ihm noch einmal begegnen würde. Dann wollte ich der Sieger sein…

***

Sie hatte ein halbes Glas Whisky getrunken und wieder Farbe im Gesicht. Jetzt saß sie im Wohnraum und schaute Jessica Long an.

Die nahm Deborah das Glas aus der Hand. Behutsam stellte sie es weg, bevor sie sich neben ihre Freundin setzte. Noch immer schimmerten deren Augen feucht.

»Ist es okay?«

»Nein, nicht. Er wird mich verhaften, wenn er zurückkommt. Er ist von der Polizei, hast du gesagt. Er muss mich doch verhaften. Es - es geht nicht anders. Dabei habe ich ihn nicht getötet. Du musst mir glauben, Jessica. Ich habe den Mann nicht auf dem Gewissen.«

»Ich glaube dir.«

»Und John Sinclair?«

Jessica holte tief Luft. »Wäre er von deiner Schuld überzeugt gewesen, hätte er dich nicht mit mir allein gelassen, sondern zu seinen Kollegen mitgenommen.«

»Das meinst du nur.«

»Nein, ich kenne ihn besser. John ist zwar Polizist, aber durch seine Fälle gewohnt, in anderen Kategorien zu denken. Du musst ihm nur vertrauen, wie auch ich.«

»Ja, ja, möglich.« Sie nickte und schaute gegen die Acrylplatte des

Tisches. »Nur frage ich mich, wie das verfluchte Schwert in mein Schlafzimmer gelangt ist. Ich habe keine Antwort, ich weiß es nicht. Ich kann mir auch nichts vorstellen. Es ist einfach unbegreiflich für mich. Oder weißt du mehr?«

»Woher denn?«

»Dann muss es eben hergezaubert worden sein.«

»Was durchaus möglich wäre«, murmelte Jessica.

»Hast du was gesagt?«

»Nein, nichts.«

»Mich würde nur interessieren«, begann Deborah, »was mein Verlobter zu allem sagt.«

»Willst du ihn denn in allen Einzelheiten unterrichten?«

»Ja, oder soll ich nicht?«

»Doch, schon.«

Debbie fasste die Freundin an. »Was stört dich daran?«

»Nichts.«

»Lüg nicht. Ich habe gemerkt, dass du damit nicht einverstanden bist. Traust du ihm nicht?«

»So darfst du das nicht sehen. Ich verstehe nur nicht, weshalb er dir zu den Pillen rät.«

»Was hätte er denn sonst tun sollen?«

»Mit dir reden. Dich durch Worte unterstützen. Über deine Albträume nachdenken, bei dir bleiben und…«

»Aber er hat zu tun. Mason ist Mediziner. Er steigt in den Pharmazweig der Firma seines Vaters ein. Ich glaube, du tust ihm Unrecht.«

»Das kann sein. Darf ich dich den noch bitten, mir die Pillen zu zeigen, die du einnimmst?«

»Sicher. Sie stehen im Bad. Ich werde sie holen.«

»Warte, ich gehe mit.«

Deborah lächelte schief. »Traust du mir nicht? Hast du Furcht davor, dass ich verschwinde?«

»Du wolltest nicht zu misstrauisch sein. Es geschieht alles zu deinem eigenen Schutz.«

»Ich glaube dir.«

Die beiden Frauen gingen ins Bad, wo Debbie die rote Schachtel an sich nahm. »Das sind sie.«

»Darf ich mal?«

»Hier.«

Jessica nahm die Schachtel an sich.

Sie gehörte nicht zu den Frauen, die auf dem Pillentrip waren. Aber ein wenig kannte sie sich schon aus und sie schüttelte den Kopf, als sie den Text auf der Schachtel las.

»Ist was nicht in Ordnung?«, fragte Debbie.

»Ich weiß nicht.«
»Sag es schon.«
Jessica Long drehte die Schachtel unschlüssig hin und her. »Kann man die auch kaufen? Oder gibt es einen Arzt, der dir diese Dinger verschreibt, Debbie?«
»Weiß ich nicht. Was stört dich denn?«
»Die Beschriftung. Da ist nichts von Nebenwirkungen aufgeführt.«
»Vielleicht innen?«
Jessica öffnete die Schachtel. Sie zog die Folie hervor und holte durch die Nase tief Luft. Rotbraun sahen die Ta bletten aus, hatten eine runde Form und Jessica fragte: »Wie schmecken sie denn?«
»Neutral.«
»Schön. Eine andere Frage: Was passiert, wenn du sie eingenommen hast? Wie geht es dir dann? Fühlst du dich besser?«
»Ich weiß nicht…«
»Vielleicht sollte ich sie mal nehmen.«
Deborah schaute die Freundin erstaunt an. »Was willst du? Diese Pille nehmen?«
»Ja. Wäre das so schlimm?«
»Aber du hast doch keine Albträume.«
»Spielt das eine Rolle, Debbie? Wenn sie bei dir keine Wirkung gehabt haben, werden sie mir auch nicht schaden, denke ich. Oder siehst du das anders?«
»Ich weiß es nicht.«
»Darf ich?«
Debbie lachte unecht. »Ich weiß zwar nicht, was du damit bezweckst, aber meinen Segen hast du.«
»Danke.«
Ein sauberes Wasserglas stand bereit. Jessica Long füllte es zur Hälfte und löste eine der rotbraunen Pillen aus dem Verbund. Sie knackte die Alufolie, ließ die Tablette auf die Handfläche rollen und lächelte, als sie das abweisende Gesicht der Freundin sah.
»Was hast du?«
»Also, ich würde es nicht tun.«
»Weshalb denn nicht?«
Deborah hob die Schultern. »Das sagt mir einfach mein Gefühl, Jessie. Ich fürchte mich plötzlich. Wieso, das weiß ich auch nicht. Ehrlich nicht.«
»Wir werden sehen. Den Kopf werde ich schon nicht verlieren. Deinen hast du ja auch behalten.«
»Du bist nicht ich.«
Debbie hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, da schleuderte Jessica die Pille bereits in ihren offenen Mund, trank einen Schluck Wasser und lächelte, als sie die Pille runterschluckte.

»Das war alles.«
»Ja, das sah ich.«
Jessica lachte und drückte ihre Handfläche in den Rücken der Freundin. »Jetzt werden wir wieder zurück ins Wohnzimmer gehen. Dort ist es gemütlicher.«
»Wie du meinst.« Deborah Caine kam sich vor, als müsste sie jetzt auf die Freundin Acht geben und nicht umgekehrt. Misstrauisch schaute sie Jessica von der Seite her an, ohne allerdings eine Veränderung an ihr feststellen zu können.
Als sie saßen, fragte Debbie: »Spürst du schon etwas?«
»Nein, sollte ich?«
»Keine Ahnung.«
»Hast du denn etwas gespürt?«
Deborah atmete tief ein. »So genau kann ich das nicht sagen. Ich dachte, ruhiger geworden zu sein.«
»Sicher bist du dir nicht?«
»Nein.«
Jessica hob die Schultern. »Das Gleiche ist bei mir der Fall.« Dann lächelte sie und meinte: »Ich glaube, ich muss deinem Verlobten Abbitte leisten.«
»Weshalb?«
»Er hat dir ein wunderbares Mittel gegeben. Diese Tablette hat meiner Ansicht nach überhaupt keine medizinische Wirkung, sondern nur eine psychologische. Du nimmst sie ein, wartest und hast plötzlich das Gefühl, dass es dir wieder besser geht. So kann man zum Beispiel eingebildete Krankheiten heilen.«
»Aber nicht bei mir!«, fuhr Debbie die Freundin an. »Das darfst du nicht sagen. Ich habe mir die Krankheit nicht eingebildet. Diese Albträume entsprechen den Tatsachen, Jessie. Wann willst du mir das endlich glauben! War das Schwert mit der blutigen Klinge denn nicht Beweis genug? War es das nicht?«
Jessica Long gab keine Antwort.
Zunächst fiel es Debbie nicht auf. Nach einer Weile aber wunderte sie sich über die stumme Frau, wollte noch einmal nachfragen - und schwieg verbissen und erschrak.
Mit Jessica war etwas passiert. Sie saß zwar noch in ihrem Sessel, doch sie hatte eine schiefe Sitzposition eingenommen und sah so aus, als würde sie jeden Augenblick zu Boden fallen.
»Jessie…«
Langsam fielen die Augen der Angesprochenen zu. Debbie hatte noch soeben den starren Blick mitbekommen, dann war auch der verschwunden. Erschreckt und bleich wie eine Leinwand hockte sie vor der Freundin, unfähig, handeln zu können.
Sekunden verstrichen. Panik flutete wie eine Welle in ihr hoch. Sie

fragte sich, was sie jetzt tun sollte. Zum Telefon laufen, einen Arzt anrufen? Dann entschloss sie sich, nach dem Herzschlag der Freundin zu fühlen, denn Jessicas Aussehen hatte sich verändert. Sie wirkte wie eine Tote.

Debbie legte die Hand unter die linke Brust.

Ja, das Herz schlug, aber die Atmung hatte sich bei Jessie stark reduziert.

»Die Pille«, flüsterte Deborah. »Die verdammte Tablette. Ich hätte sie ihr nicht geben sollen…«

Jessica bewegte plötzlich die blassen Lippen.

»Töten, ich werde töten - ja, ich werde töten…«, presste sie hervor.

***

Es war über sie gekommen wie ein Schlag, denn die Wirkung der Tablette setzte urplötzlich ein, auch für Jessica Long völlig überraschend. Soeben noch hatte sie ihre Freundin vor sich gesehen, dann verschwand das Bild schlagartig, als wäre es ausradiert worden.

Ein anderes erschien!

Das genaue Gegenteil von dem, was hinter Jessica lag, denn sie tauchte hinein in eine furchtbare Schreckenswelt.

War es Traum, war es Wahrheit oder Einbildung?

Jessica wusste es nicht. Sie wusste überhaupt nichts mehr, denn diese unheimliche Welt hielt sie umklammert und schwemmte sie weg. Es waren Wogen, die sie nicht sah, Wind, den sie nicht spürte, tiefe Schluchten, Berge, schroffe Felsen, die sich wie breite Nadeln in die Höhe reckten, als wollten sie nach dem düsteren braunen Himmel greifen, der schattenhaft auf die Welt herabschaute.

Von irgendwelchen Lebewesen sah sie nichts. Jessica schwebte allein durch die Welt, obwohl sie Bodenkontakt hatte. Aber sie merkte keinen Widerstand unter ihren Füßen und glitt immer tiefer hinein in dieses unheimliche Land.

Irgendwann kam sie zur Ruhe. Und diesmal stand sie auf dem Boden.

Sie konnte hineinschauen in die unheimliche Weite und sogar so etwas wie eine Erinnerung tauchte in ihrem Kopf auf. Hatte nicht eine andere Person ebenfalls über die Welt gesprochen?

Jessica dachte nach. Sie überlegte, wer die Person gewesen sein könnte. Der Name fiel ihr nicht mehr ein.

Dann schaute sie an sich herab.

Sie sah sich und sie sah sich verschwinden. Sie spürte Widerstand, aber ihre Füße verschwanden im Schwarzbraun des Untergrunds.

Was war geschehen?

Es half ihr nicht, nach einer Erklärung zu suchen, denn sie fand keine. Sie nahm ihr Schicksal hin und so etwas wie der Gedanke an ihr eigenes Ich turnte durch ihren Kopf.

Ein Ich, ein Bewusstsein, eine Seele, die sich von ihrem Leib gelöst hatte.

Nichts um sie herum bewegte sich. Diese Einöde war furchtbar und erschreckend. Und wieder erinnerte sie sich an den Bericht der Freundin Deborah. Hatte sie nicht von einer schwarzen Gestalt gesprochen, die auf einem ebenfalls schwarzen Pferd gesessen hatte?

Dieses Monstrum sah Jessica nicht. Ihr Blick aber fiel auf einen anderen bekannten Gegenstand, den sie ebenfalls aus bestimmten Beschreibungen kannte.

Es war dieser unheimliche schwarze Berg, aus dessen Spitze die langen, stangenartigen Gegenstände hervorragten und aussahen wie hellbraun gefärbte menschliche Knochen.

Sie konnte damit nichts anfangen, aber es siegte bei ihr die Neugierde, und so machte sich Jessica Long auf den Weg, um diesen unheimlichen Berg zu erreichen.

Wenn Luft sie umgab, so konnte sie darauf verzichten. Als nur feinstofflicher Körper brauchte sie weder zu atmen noch Nahrung aufzunehmen. Und sie war nicht verletzbar.

Seltsam, dass ihr so etwas durch den Kopf schoss. Nicht verletzbar, wohl aber ihr Körper, der in einer anderen Welt zurückgeblieben war und wie ein schutzloses Wesen wirkte.

Sie legte Schritt für Schritt zurück.

Die Düsternis blieb weiterhin, auch der Himmel hellte sich nicht auf. Vielleicht war mal ein gelblicher Rand in der nicht auslotbaren Ferne zu sehen, mehr aber nicht. Diese Welt stand einem Menschen feindlich gegenüber.

Die Schwärze des Berges rückte näher. Jessica hatte das Gefühl, als würde sich darin etwas bewegen. Spiralen aus amorphen Stoffen, die diese Schwärze ausfüllten, um im nächsten Augenblick den Schrecklichsten aller Schrecken ausspeien zu können.

Auf einmal vernahm sie die Stimme. Es befand sich keine Person in der Nähe, die sie direkt ansprach. Die Stimme kam von irgendwoher und erreichte sie als Säuseln.

»Willkommen im Land der teuflischen Träume, Jessica…«

Sie blieb stehen. In ihrem Kopf rotierten die Gedanken. Woher kannte dieser Unbekannte ihren Namen? Was war überhaupt los? Und wieso war dies das Land der teuflischen Träume?

Durch ihren Kopf wirbelten die Gedanken, ohne dass sie es schaffte, eine klare Linie zu finden.

Dann vernahm sie das Lachen und danach die Stimme. »Du denkst nach, meine Liebe?«

»Ja, wer…«

»Ich bin es. Ich habe die Pillen erfunden, ich habe sie als Erster genommen und ich bin dabei, sie zu vertreiben. Wer sie einnimmt,

gerät in meine Gewalt und in meine Welt.«

»Auch Debbie?«

»Natürlich. Sie war das ideale Versuchsobjekt für mich. Ich freue mich, dass du es auch versucht hast. So habe ich schon zwei Testpersonen. Wer diese Tabletten einnimmt, dem eröffnen sich die Welten und sein Bewusstsein wird erweitert. Es ist der erste Schritt, den die Menschen in die anderen Dimensionen machen können, ohne dass sie sich der alten Beschwörungen bedienen. Sie schlucken eine Tablette, lösen ihren Geist und werfen einen Blick hinein in das Pandämonium. Bisher habe ich nur eine Welt öffnen können, aber es warten unzählige andere darauf, dass ihre Tore weit aufgestoßen werden.«

Jessica Long hatte genau zugehört. Zunächst ungläubig, dann mit wachsendem Interesse.

Stimmte das überhaupt? Wenn ja, wie war so etwas möglich? Aber Dämonen passten sich wohl an, so pervers das auch klang. Sie waren ebenfalls Geschöpfe, die mit der Zeit gingen. Man griff zur Pille, schluckte sie und erlebte die Traum- oder in diesem Fall die Albtraumwelten eines düsteren Pandämoniums.

Einfach, grausam, aber teuflisch genial, wie Jessica zugeben musste. Bisher hatte sie nur, die halbe Wahrheit erfahren. Sie wollte auch wissen, wer diese Person war, die zu ihr gesprochen, sich aber nicht gezeigt hatte.

Dabei hatte ihr zweites Ich das bestimmte Gefühl, dass der Stimmenklang etwas mit dem Gebilde zu tun hatte, das vor ihr in die Höhe wuchs. Er konnte so etwas sein wie das Zentrum dieser bösartigen Welt.

Ihre Frage jedoch beschäftigte sich mit einem anderen Thema. »Was wird mit den Testpersonen geschehen, die du dir ausgesucht hast?«

Die Stimme ließ sich Zeit mit der Antwort. Auch dann erfuhr Jessica es nur vage. »Diese Testpersonen bleiben unter meiner Kontrolle.«

»Gut, aber wer bist du?«

»Ich bin die Seele dieser Welt. Ich bin der zweite Teil einer großen Persönlichkeit.«

»Aha. Und wo ist der erste Teil?«

Als Antwort erntete sie ein Lachen. »Nicht in dieser Welt. Hier befindet sich einzig und allein meine Seele oder mein Geist, der ebenfalls Gestalt angenommen hat.«

»Kann man dich als feinstoffliches Wesen denn sehen?«

»Sicher.«

»Und wo?«

»Das ist einfach. Bleib hier stehen und konzentriere dich auf den Berg.«

»Was ist mit ihm?«

Sie hatte schon nicht mehr mit einer Erklärung gerechnet und war überrascht, als man ihr trotzdem eine Antwort gab. »Dieser Berg ist das Zentrum der Welt. Er ist gewissermaßen die Seele, denn dort konzentrieren sich die zweiten Ichs als düstere Schatten. Es sind die Albträume der Menschen, die ich hier sammeln konnte. Eine neue Dimension ist eröffnet worden. Traumwelten nehmen Gestalt an. Man wird noch davon hören, das kann ich dir versprechen. Finstere Mächte gehen dazu über, die Welten real werden zu lassen, und schon sehr bald wird es Menschen geben, die nicht wissen, für welche Welt sie sich entscheiden sollen.«

Jessica hatte zwar gut zugehört, aber nicht alles verstanden oder begriffen. Sie glaubte allerdings, dass diese schwarzmagische Kraft erst am Beginn stand. Zudem waren die Tabletten ein wichtiger Indikator für die Herrschaft des Bösen.

Und dann kam er…

Das zweite Ich einer Person oder Gestalt, die eigentlich in der normalen Welt eine andere Existenz erlebte. Es war die Gestalt, von der Jessica bereits gehört hatte.

Deborah hatte ihr davon berichtet. Und sie hatte immer von einem Satan gesprochen.

War dies der Platz, wo Debbie den Teufel getroffen hatte?

Die Gestalt saß auf einem schwarzgrauen Gaul, eingehüllt in einen noch dunkleren Umhang, aus dem zwar ein Gesicht hervorschaute, von dem allerdings so gut wie nichts zu erkennen war, nur eine schwarze Fläche mit glühenden Augen.

Er hatte sich aus der Schwärze des Berges gelöst und hockte geduckt auf dem Pferderücken, mit der rechten Hand den Schaft einer Lanze umklammernd, die außer einer Spitze noch die Klinge eines Richtbeils hatte, dessen Metall wie ein schwacher Spiegel schimmerte.

Das Tier hatte lange Beine, die es etwas marionettenhaft bewegte. Bei jedem Aufsetzen klapperte der Huf, aber es wallten keine Staubwolken in die Höhe.

Jessica bewegte sich nicht. Sie starrte der Person entgegen und suchte trotz allem innerhalb des Gesichts nach bekannten Zügen, aber es war nur die schwarze Fläche mit den rötlichen Augen zu erkennen. Es gab keinen Hinweis auf den anderen Teil des Ichs.

Vor ihr hockte die Projektion der Seele und sie spürte den Widerstand, der sich in ihr regte. Sie wollte sich nicht fertig machen lassen, einer wie er durfte nicht gewinnen, aber wie kam sie wieder aus dieser Welt weg?

Freiwillig, oder musste sie warten, bis die Wirkung der Tablette nachgelassen hatte?

Darüber machte sich die Gestalt keine Gedanken, die ihren Weg beibehielt und Jessica über den Haufen reiten würde, wenn sie stehen

blieb.

Sie trat zur Seite.

Wieder war es nur mehr ein Schweben, ein leichtes Gleiten, sonst nichts.

Der Reiter hielt an.

Jessica starrte zu ihm hoch. Sie schauten sich über den Kopf des Pferdes hinweg in die Augen.

Auch er war nur das zweite Ich der eigentlichen Gestalt und Jessica fragte sich, ob diese Gestalt allein auf das Pandämonium hier beschränkt blieb und nicht auch in die normale Welt eintauchen konnte. Sie fragte die Gestalt direkt.

»Bist du nur in dieser Welt präsent oder schaffst du es auch, in die normale zu gelangen?«

»Ich bin ebenfalls in der normalen Welt.«

»Aber nicht in dieser Gestalt.«

Da hatte der Reiter begriffen. »Jetzt weiß ich, was du meinst. Ich soll also zweimal in der normalen Welt erscheinen, nicht wahr? Obwohl ich in deiner Welt anders aussehe.«

»Richtig. Wie anders ist dein erstes, dein eigentliches Ich denn überhaupt?«

»Es ist menschlich.«

»Das kann ich mir denken. Ich frage mich allerdings, ob ich dich kenne.«

»Möglich…«

»Und du willst in dieser Gestalt nur in der Traumwelt bleiben?« Jessica wunderte sich. »Mich an deiner Stelle würde interessieren, was geschähe, wenn plötzlich beide Ichs getrennt voneinander bei den Menschen erscheinen und sich dort aufhalten.«

Der unheimliche Reiter bewegte seinen Kopf. »Das kann durchaus passieren.«

»Wann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und was hast du mit Deborah vor? Welche Rolle spielt sie in deinen finsteren Plänen?«

»Sie ist die Erste gewesen.«

»Das reicht mir nicht.«

»Es muss dir reichen.«

»Nein!«, widersprach Jessica heftig. »Sie hat davon erzählt, dass sie den Satan hier traf. Das bist du wahrscheinlich gewesen, aber sie berichtete auch von anderen Dingen. Von sehr schlimmen. Sie hat getötet, sie sah, wie ihr Verlobter auf einem Richtklotz lag, zu dem sie ging und dem Mann mit einem Schwert einfach den Kopf abschlug. Das alles hat sie erzählt. Es wurde für sie zu einem fürchterlichen Albtraum, den du geschickt hast. Willst du sie wahnsinnig machen?«

»Sie bleibt unter meiner Kontrolle.«

»Mehr nicht?«

»Ich weiß es noch nicht. Die Dinge sind in Fluss geraten, sie werden sich entwickeln. Deborah hat erleben können, wie es ist, wenn man sich in anderen Welten befindet. Sie gerät immer mehr in den Zustand, wo sie wählen kann. Entweder lebt ihr erstes Ich oder das zweite in ihrer Traumwelt.«

Jessica antwortete spontan. »Das ist schlimm, das ist grausam, das ist eine Folter. Daran wird sie zerbrechen. Das kann kein Mensch aushalten, das muss einfach schief gehen.«

»Es ist ein Test. Klappt er - wovon ich überzeugt bin -, wird sich mein Einfluss ausbreiten, darauf kannst du dich verlassen. Ich bin die Person der Zukunft. Man hat viel über Träume der Menschen geschrieben. In der letzten Zeit immer stärker. Gazetten und Illustrierte beschäftigen sich damit. Es gibt Bücher über Träume und deren Deutungen. Alles bekommen die Menschen präsentiert, nur nicht die eigentliche, sehr tiefe Wahrheit. Die bleibt allein mir überlassen. Ich werde herrschen, ich bin der Beginn einer neuen Ära, ich wurde vorgeschickt, denn hinter mir stehen ganz andere Kräfte.«

»Welche?«

Die Gestalt auf dem Pferderücken lachte nur. »Ich glaube dir, dass du es wissen willst, aber von diesen Dingen sollst du erst später erfahren. Wenn überhaupt…«

»Kommen wir zu mir. Ich bin jetzt in deiner Welt. Was hast du mit mir vor?«

»Du wirst sie wieder verlassen können.«

»Ohne Schaden genommen zu haben?«

»Sicher.«

»Und was ist mit dem Berg?«

Der Reiter überlegte einen Augenblick. »Vielleicht werde ich dir einen Einblick gestatten. Hast du sonst noch Fragen?«

»Ja.« Jessica nickte. »Ich gehe davon aus, dass dein zweites Ich anders aussieht als dein erstes. Wenn ich dich richtig verstanden habe, ist dieses zweite Ich gewissermaßen die Projektion deiner Träume. Du hast dich im Traum immer als einen schwarzen Reiter gesehen, der sich durch diese Welt bewegt.«

»Das stimmt.«

»Warum siehst du so aus?«

»Ganz einfach. Weil es mir gefallen hat. Ich habe mich in meinen Träumen stets als diesen Reiter gesehen und immer den Wunsch verspürt, einmal so zu sein.«

»Und jetzt bist du es.«

»Das stimmt. Es ist mir gelungen, als zwei Personen zu existieren. Einmal als normaler Mensch und zum zweiten eben als dieser Reiter

auf dem schwarzen Pferd.«

»Lebst du immer so?«

»Ja, ich habe mich an diese Doppelexistenz gewöhnt. Jeder, der unter meine Kontrolle gerät, muss sich damit abfinden können. Das ist wichtig. Er lebt also auf zwei Ebenen, in zwei Welten. In seiner normalen und auch hier.«

»Im Berg, im Zentrum?«

Aus dem Mund des Reiters erklang ein Lachen, das sich anhörte, als würde ein Metallstück mit Schmirgelpapier bearbeitet. »Er lässt dich nicht los, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Dann werde ich dir den Gefallen tun und dich in das Zentrum führen.« Er drehte seinen Gaul um die Hand.

»Wenn du Mut hast, solltest du mir jetzt folgen.«

Und ob Jessica Mut hatte. Darauf hatte sie nur gewartet. Sie wollte endlich wissen, was sich innerhalb des Zentrums verbarg. Da sie als zweites, feinstoffliches Ich in diese Welt gelangt war, fühlte sie sich sogar ziemlich sicher.

Wieder klapperten die Hufe des schwarzen Gauls und hinterließen Echos in ihren Ohren. Das Pferd bewegte sich gemächlich auf das dunkle Ziel zu, als hätte es alle Zeit der Welt.

Plötzlich packten die Schatten zu. Jessica spürte sie nicht körperlich, das war nicht möglich, aber sie merkte etwas von der Kälte, die auf einmal vorhanden war.

Erklären konnte sie die nicht. Es hing auch nicht mit der Temperatur zusammen, so etwas nahm sie in ihrer feinstofflichen Existenz nicht wahr.

Dafür aber blieben die Gefühle gleich und auch die Sensibilität dafür. Bedrohung, Furcht, Angst und Panik. Das Wissen von ungeheuren Dingen, all das kam über sie wie ein gewaltiges Monstrum, das sie regelrecht verschlang.

Sie stand in der Dunkelheit, sah auch den Reiter nicht mehr, doch sie erlebte in diesen Augenblicken die Gefühle, die den schwarzen Berg durchtosten.

Es war nicht ihre Furcht, die trat zurück. Auf Jessica stürmten die Ängste der anderen Personen ein, und die waren grauenhaft. Jessica musste erkennen, dass sie alles, was die hier Gefangenen abgaben, selbst mit erlebte. Sie schwitzten gewissermaßen ihre Ängste aus, die vor dem zweiten Ich der jungen Frau keinen Halt machten.

Ein wahnsinniger Druck überkam sie. Es war nicht zu hören oder zu sehen, keine Schreie gellten auf und trotzdem blieb das Grauen. Die negativen Ströme der Albträume zahlreicher Menschen konzentrierten sich auf diesen Berg und tief aus seinem Innern vernahm sie die Stimme des Schattenreiters.

»Es sind die Träume derjenigen Personen, die noch auf Abruf stehen. Hast du gehört? Alles, was du erlebst, gehört zu meinen zukünftigen Opfern. Ich habe sie bereits ins Visier genommen, sie mir ausgesucht, aber ich habe sie noch nicht besucht und geleitet. Das wird in der nächsten Zukunft geschehen. Noch sind sie ahnungslos. Schon sehr bald aber werden sie die andere Seite der Nacht kennen lernen. Dann hole ich sie aus ihren Träumen hervor und lasse sie in ihrer zweiten Existenz all das erleben, von dem sie normalerweise nur träumen. Ich habe es vorbereitet, ich werde es auch durchführen.«

Jessica glaubte diesem Monstrum jedes Wort. Und sie merkte auch, wie sich der Ring immer dichter um sie zusammenzog. Plötzlich überkam auch sie die große Angst. Sie fürchtete sich davor, am Ende ihres Weges angelangt zu sein, und so etwas wie Todesangst brandete in ihr hoch und umschloss ihren Körper.

Nichts konnte sie sehen, nur fühlen. Ein Gitter aus Albträumen umgab sie und engte sie ein.

Sie hörte sich schluchzen und vernahm das Lachen der Gestalt. »Selbst du, wo du nur als dein zweites Ich hier stehst, spürst die Furcht, die in dir hochsteigt und dich umklammert. Sie drückt dich zusammen, sie wird dich umklammern, sie wird deine Angst verdichten, das kann ich dir versprechen. Wenn ich es will, wirst du für immer meine Gefangene sein, Jessica.«

»Willst du es denn?«, hörte sie sich fragen.

»Ja!«

Die Antwort war klar, er brauchte nichts hinzuzufügen. Und sie wusste auch, wie es ablaufen würde.

Nicht mehr zurück in den Körper, immer als zweigeteilte Existenz leben…

Das Lachen unterbrach ihre Gedanken. »Du brauchst trotzdem keine Furcht zu haben. Nein, ich kenne deine Gedanken, und es wird nicht so weit kommen. Du bleibst als zweigeteiltes Wesen. Du wirst als Mensch wieder zurückkehren, allerdings mit einem Wissen versehen, das immer wieder zurückkehrt. Und du wirst Nächte erleben, wie du sie bisher dir nicht einmal hast vorstellen können. Erkundige dich bei Deborah, sie wird dir alles darüber sagen können.«

Jessica Long brauchte Zeit, um die Worte verkraften und darüber nachdenken zu können. Das sollte ihr nicht mehr gelingen, denn der Reiter hatte sich entschlossen, ihr zweites Ich aus dem Körper zu verbannen. Zum Schluss aber »schlug« er noch einmal zu.

Er hämmerte seine bösen Gedanken in sie hinein und Jessica, die unter dem Druck dieser Welt stand, konnte sie immer nur wiederholen.

»Ich werde töten. Ich werde töten…«

***

Deborah Caines Gesicht war leichenblass, als sie auf ihre Freundin schaute. Sie hatte deren Worte vernommen und sie glaubte nicht daran, dass sie eine Lüge oder einfach nur dahingesprochen waren. Dahinter steckte mehr.

Ihr Blick hing an den Lippen der so ruhig daliegenden Frau. Sie horchte nach, aber Jessica schwieg.

Ihr Atem beruhigte sich nicht, er blieb gleich und war viel zu dünn.

Wenn sich an ihr sonst noch etwas bewegte, waren es nur die Augenwimpern, die leicht zitterten.

Debbie Caine dachte darüber nach, was sie jetzt unternehmen sollte. Allein fühlte sie sich völlig hilflos, wie eine Gefangene in ihrer eigenen Wohnung. Sie hätte gern jemanden gehabt, bei dem sie nachfragen konnte, nur ließ sich niemand blicken.

Auch John Sinclair nicht. Er wäre der Einzige gewesen, der ihr hätte helfen können.

Jessica rührte sich nicht. Nach dem Schlucken der Tablette hatte sie sich dermaßen stark verändert und die Gedanken der Deborah Caine drehten sich eben um diese Pillen.

Allmählich lichtete sich der Schleier vor ihren Augen. Sie konnte sich vorstellen, dass die Tabletten nicht die Wirkung hatten, die man ihnen zuschrieb. Wahrscheinlich forcierten sie die seelischen Krankheiten noch, hatten also die gegenteilige Wirkung. Debbie dachte daran, wie oft sie die Tabletten eingenommen hatte. Es war auch genau das Gegenteil passiert. Wenn sie richtig darüber nachdachte, hatten es die Pillen geschafft, ihren Zustand zu verschlimmern und nicht zu lindern, wie es doch eigentlich hätte sein sollen.

Der Gedanke daran ließ die Übelkeit in ihr hochsteigen. Sie fror und schwitzte zugleich. Der Schweiß bildete sich in kalten Tropfen auf ihrem Gesicht, bevor er in langen Bahnen an den Wangen nach unten rann und erst von ihr abgewischt wurde, als er den Hals erreicht hatte. Da sie schon sehr lange vor der Liegenden hockte, merkte sie, dass ihre Beine eingeschlafen waren.

Mit einer zu heftigen Bewegung erhob sie sich, geriet dabei ins Taumeln und schob es dem Kreislauf zu, der durch die Bewegung überstrapaziert worden war.

Die junge Frau fing sich wieder. Ihre Augen brannten, das Herz schlug schneller und sie hatte den Eindruck, als wäre sie von einer noch nicht erkennbaren Gefahr umgeben.

Irgendwo lauerte sie bereits. Nicht unbedingt innerhalb des Hauses, das konnte auch draußen sein, aber sie war da und hielt Debbie unter Beobachtung.

Wieder erinnerte sie sich an den toten Skater. Er war in ein Schwert hineingefahren, das sie in ihrem Schlafzimmer entdeckt hatte. Es gab keine andere Möglichkeit, sie musste einfach die Mörderin sein. Nur

konnte sie sich daran nicht erinnern.

Es lag an den Tabletten, an diesen verfluchten, miesen, dreckigen Pillen, die man ihr gegeben hatte, und automatisch fiel ihr Blick auf die schmale Schachtel.

Sie war in ihrem leuchtenden Rot einfach nicht zu übersehen. Plötzlich überkam sie ein grenzenloser Hass. Ja, sie hasste diese verdammten Pillen, sie hasste die Schachtel, sie wollte das Ding nicht mehr sehen, sie musste es einfach zerstören.

Gedacht - getan!

Deborah nahm sie mit einer fast widerwilligen Geste an sich. Nein, sie einfach wegzuwerfen hatte keinen Sinn. Die Tabletten mussten einzeln zerstört werden.

Debbie nahm die Schachtel mit ins Bad, wo sich noch ein Mörser befand. Ihn und den Stampf er hatte sie früher benutzt, als sie noch ihre Kosmetik selbst zusammenstellte und sie die große Bio-Phase erlebt hatte.

Jetzt zerdrückte sie darin die Tabletten. Und sie begleitete ihre Arbeit mit wilden Worten, mit Flüchen und mit dem Bewusstsein, dass bald alles vorbei sein würde und der Albtraum ein Ende hatte.

Die Geräusche, mit denen die Tabletten zerknirschten, waren Musik in ihren Ohren. Schließlich füllte eine pulverisierte Masse den Boden des Mörsers aus. Die verschwand wenig später in der Toilette, dessen Spülung Deborah mit einem wahren Triumph drückte.

Geschafft!

Die Erleichterung blieb auch dann, als sie wieder in den Wohnraum zurückging. Sie musste nach ihrer Freundin schauen und hoffte, dass sie mittlerweile aus dem Zustand erwacht war.

Beim Eintreten fiel ihr Blick auch auf das Fenster.

Und dort sah sie etwas. Nicht von innen, außen an der Scheibe huschte etwas vorbei.

Ein länglicher Gegenstand, schattenhaft schnell und nur mit Mühe erkennbar.

Ein Schwert?

Plötzlich trommelte ihr Herz wie wild. Wieder brach ihr der Schweiß aus. Die Angst war zurückgekehrt, zusammen mit einer schrecklichen Erinnerung an den Tod des Skaters.

Debbie ging davon aus, dass sie das Schwert gesehen hatte, obgleich sie sich nicht hundertprozentig sicher war. Es gab für sie einfach keine andere Möglichkeit.

Auf leisen Sohlen schlich sie zum Fenster, blieb dicht davor stehen und war bereit, so schnell wie möglich wieder zurückzuzucken, wenn sich die Gefahr verdichtete.

Es war noch immer Tag, aber die Sonne hatte sich bereits auf den Weg nach Westen begeben und war im Begriff, als glühender Ball

hinter dem Horizont zu verschwinden.

Wo schwebte die Klinge?

In vorgebeugter Haltung und dennoch sprungbereit, um nach hinten auszuweichen, stand Debbie Caine vor dem Fenster. Schielte nach rechts und links, suchte verzweifelt nach der Waffe und wünschte sich, das Schwert noch einmal zu sehen.

Es blieb verschwunden!

Hatte sie sich doch getäuscht? Nicht allzu weit entfernt, wo das Grundstück auslief, wuchsen die Buschgruppen hoch. Dahinter lagen die Bäume, dann erst begannen die Ausläufer der Dünen und damit der Strand. Verstecke gab es genug.

Wenn sie sich nicht getäuscht hatte, so musste sie sich fragen, aus welch einem Grund das Schwert zurückgekehrt war. Es gab im Prinzip nur einen. Ein Schwert tötete und Debbie war ehrlich genug, um sich einzugestehen, dass sie das Opfer hätte sein können.

Allein und schutzlos…

An eine Flucht aus dem Haus dachte sie nicht. Im Freien war sie der Waffe noch schutzloser ausgeliefert. Und überhaupt - wie war es möglich gewesen, dass dieser schwere Gegenstand durch die Luft schwebte, ohne zu Boden zu fallen?

Sie wusste es nicht, suchte auch nicht nach Erklärungen, weil sie die Waffe sah.

Plötzlich war sie erschienen. Aus der Höhe nach unten gekippt, mit der Spitze nach unten weisend.

Debbie sprang zurück. Die Angst bohrte sich in ihren Körper, denn sie entdeckte auch die noch frischen Blutflecken auf der ansonsten blanken Klinge.

Was war geschehen?

Sie schaute das Schwert an, als wäre sie davon hypnotisiert worden. Und es gab nur eine Antwort für sie.

Die Waffe hatte zugeschlagen. Es musste ihr wieder gelungen sein, jemanden zu töten.

Aber sie tat nichts. Sie zitterte nicht einmal, blieb mit der Spitze nach unten stehen, und das reichte als Drohung aus.

Deborah Caine wusste nicht, wie lange sie auf dem Fleck gestanden hatte. Erst das Schrillen der Türglocke riss sie aus der Erstarrung. Gleichzeitig verschwand das Schwert dermaßen rasch, dass sie daran zweifelte, ob sie es überhaupt gesehen hatte.

Das Klingeln wiederholte sich. Debbie lief durch den Raum und warf dabei einen Blick auf die noch immer regungslose Freundin Jessica Long.

Wer wollte zu ihr?

Debbie fürchtete sich, obwohl eigentlich nur Bekannte oder Freunde zu ihr kamen. Mason Rafferty, ihr Verlobter, mit eingeschlossen.

Sie musste öffnen, sie wollte es auch, denn sie konnte das Alleinsein nicht ertragen.
Sie rannte zur Tür, riss sie auf - und schrie. Aber nicht vor Angst, sondern vor Erleichterung.
Dann fiel sie dem Mann förmlich in die Arme.

***

Und ich fing die Frau auf!
Mit dieser Begrüßung hatte ich nicht gerechnet, auch nicht mit dem Schrei, aus dem ich die Erleichterung herausgehört hatte. Debbie lag in meinen Armen. Sie weinte, sie lachte und flüsterte zugleich. Nur konnte ich ihre Worte nicht verstehen.
Ich ließ sie gewähren und war einerseits froh darüber, dass es Debbie noch gab.
Nach einigen Sekunden drückte ich sie wieder über den Hauseingang zurück in den Flur und versuchte, sie zu beruhigen. Ich wollte von ihr wissen, was und ob etwas geschehen war, aber sie redete durcheinander. Die Begriffe Tabletten, Jessie und Schwert bekam ich mit, nur nicht in der richtigen Reihenfolge.
Im Wohnraum erwischte mich der Schock, weil Jessica so reglos in ihrem sesselartigen Stuhl lag.
Ich war sofort bei ihr, man befürchtet ja immer das Schlimmste, aber sie lebte. Nur ihr Atem ging meiner Ansicht nach etwas flach.
Langsam richtete ich mich wieder auf. Neben mir stand Debbie in einer angespannten Haltung.
»Was ist geschehen?«, fragte ich.
Sie hob die Schultern. »Es - es sind die Tabletten gewesen. Sie hat eine davon genommen.«
»Warum?«
»Weil sie sie testen wollte.«
»Und?«
Mit einer verzweifelten Geste hob Debbie die Schultern. »Ich weiß nicht, was geschehen ist. Jessie muss furchtbare Albträume durchleiden, daran glaube ich.«
»Warum denn? Die Tabletten sollen doch die gegenteilige Wirkung haben, wie ich hörte.«
»Ja, schon…«
Ich brauchte Klarheit, fasste Debbie an den Schultern und schüttelte sie durch.
Allmählich kam sie wieder zu sich und hatte ihre Angst abgeschüttelt. Ich erfuhr die Geschichte der Tabletteneinnahme und auch die Veränderung, die Jessica durchgemacht hatte. Was sie aber selbst erlebte, das konnte mir Debbie nicht sagen.
»Sie ist in einer anderen Welt.«

»Und Ihr Verlobter hat Ihnen die Tabletten besorgt?«

»Ja.«

»Dann spielt er falsch.«

Debbie atmete tief ein. »Ich weiß es nicht. Ich stecke voller Zweifel, wenn Sie verstehen.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Lassen wir das Thema. Was ist noch alles geschehen?«

Debbie Caine bekam einen Schauer, als sie sagte: »Ich habe das Schwert gesehen und seine Klinge war beschmiert mit frischem Blut.« Sie starrte mich dabei an und deutete zum Fenster. »Dort habe ich es gesehen, dort stand es. Mit der Spitze nach unten.«

»Ja, das glaube ich.«

»Was ist denn geschehen?«

»Erzählen Sie bitte zuerst.«

Debbie berichtete. Ich hatte mich gesetzt und behielt Jessica im Auge. Allmählich machte ich mir Sorgen um sie, denn sie rührte sich noch immer nicht.

Aber sie stöhnte plötzlich auf und ich sprang in die Höhe, als ich das Geräusch hörte.

Jessica öffnete die Augen. Ich war bei ihr und konnte erkennen, dass sie aus einer Sphäre erschien, die sehr, sehr tief gewesen sein musste, denn ihr Blick hatte sich verändert. Er war irgendwie anders geworden, nicht eben glasig, aber reich an Erlebnissen oder Erinnerungen, die sie quälten.

Sie starrte mich an, ohne mich zu erkennen.

Ich hörte hinter mir Debbie reden, verstand ihre Worte aber nicht. Sie war ziemlich durcheinander.

Ich legte meine Hand auf Jessicas. Ihre Haut war kalt und mit einem Schauer überzogen.

Auf einmal sprach sie mich an. »John…?«

»Jessie!«, flüsterte ich. »Mein Gott, du…«

Sie drückte meine Hand, als wollte sie an ihr den nötigen Halt finden. »John, du bist kein Traum, nicht?«

»So ist es.«

»0 John, es ist grauenhaft. Es ist einfach furchtbar. Ich - ich bin völlig durcheinander.«

»Beruhige dich, Jessie, nur ruhig.«

Sie erhielt von Debbie einen Whisky, den sie auch trank. Das scharfe Zeug holte sie endgültig in diese Welt zurück. Ich nahm ihr das Glas aus der Hand.

Sie wischte über ihre Augen, als wollte sie einen Schleier lüften, der die Erinnerung noch überdeckte. »Ich war in einer anderen Welt, John.« Sie korrigierte sich mit dem nächsten Satz. »Nein, nicht ich war in der Welt, mein zweites Ich.«

»Und das kennst du?«

»Ja, es hat sich von meinem Körper gelöst, sich selbstständig gemacht.«

»Wodurch?«

»Die Tabletten, John, es waren die Tabletten. Oder die eine Tablette, die ich eingenommen habe.«

»Weiter!«

»Sie schafften es, mich zu teilen. Sie trennten mich in genau zwei Personen. Ich blieb zurück, und zwar als fester Körper. Mein Geist aber, das zweite Ich, meine Seele, ging auf Wanderschaft und verirrte sich in einer Dimension, die ich als ein Pandämonium angesehen habe. In ihr waren die zweiten Ichs und die Träume der Menschen kaserniert. Es war furchtbar und ich erlebte die Gestalt, die auch Debbie gesehen hat. Den Reiter auf seinem schwarzen Pferd.«

»Durch die Tabletten?«

»Ja.«

»Wo sind sie?«

Debbie gab die Antwort. »Ich habe sie zerstampft und dann in der Toilette weggespült.«

War es richtig? Ich wusste es nicht. Ich hätte sie gern untersucht oder selbst eine geschluckt. Das war nicht mehr möglich. So musste ich mich auf Jessica Longs Aussagen verlassen, die ihre Reise noch in sehr guter Erinnerung behalten hatte und mir haarklein berichtete, was sie erlebt hatte.

Es war auch für mich furchtbar. Nicht allein wegen der schaurigen Umgebung dieser dämonischen Dimension, nein, ich dachte auch darüber nach, welche Möglichkeiten sich da boten. Da eröffneten sich furchtbare, schreckliche Welten, die sich irgendwann auf die Menschen und auf ihr erstes Ich stürzen würden.

»Es wird etwas auf uns zukommen, John, davon bin ich fest überzeugt, das kannst du mir glauben.«

»Wie können wir es stoppen?«

Sie hob die Schultern und fröstelte dabei. »Ich weiß es nicht. Ich habe überhaupt keine Ahnung, wie ich das anstellen soll. Diese Welt ist eine Macht, und sie ist den meisten Menschen überlegen. Das weiß ich mittlerweile. Und ich wüsste keine Möglichkeit, um sie zu bekämpfen. Du musst gegen feinstoffliche Wesen angehen, du musst dich herumschlagen mit den zweiten Ichs, mit den Träumen und gleichzeitig auch mit den anderen grausamen Welten.«

Ich gelangte zu der Überzeugung, dass ich erst am Anfang eines ungeheuren Gebiets stand.

Genau begriff ich es noch nicht. Ich beschrieb den Komplex mit einer schaurigen dämonischen Traumwelt, in der die Albträume der Menschen Gestalt annahmen.

Um diese Welten und deren Inhalt bekämpfen zu können, musste ich hineingelangen, und das klappte wahrscheinlich nur über die Träume der Menschen. Mit Hilfe der Tabletten war dies nicht mehr möglich.

Ich hatte noch eine entscheidende Frage, die ich Jessica Long stellte. »Hör bitte genau zu, Jessie. Du hast diesen Reiter in seiner zweiten, in der Traumgestalt, vor dir gesehen. Es gibt von ihm aber noch eine erste, nicht wahr?«

»Ja, das ist so.«

»Kannst du dir vorstellen, Jessie, wie seine erste Gestalt möglicherweise aussieht?«

Sie starrte mich an. Lange, intensiv. Sie gab mir keine Antwort, sondern drehte den Kopf zu Debbie hin.

»Sprich es aus«, flüsterte Deborah. »Sprich es bitte aus - ich - ich kann mir denken, was du sagen willst.«

»Ja. Wenn ich alles zusammenzähle«, sagte sie leise und ging dabei auf uns zu, »bleibt nur eine Lösung übrig. Die erste, die eigentliche Gestalt dieses Wesens, das wir beide in der fremden kennen gelernt haben, muss dein Verlobter Mason Rafferty sein.«

Jetzt war es heraus und es gab keinen, der Jessica Long widersprochen hätte.

Ich hatte ebenfalls so gedacht, mich aber bewusst zurückgehalten, weil ich Debbie nicht durcheinander bringen wollte.

Sie setzte sich nieder. Ihr Blick war an Starrheit kaum zu überbieten. Dann strich sie über ihre Wangen, als wollte sie dort den Schauer vertreiben. »Ja, er hat mich durch die Einnahme der Tabletten dazu gebracht. Das stimmt.«

»Und mir erklärte er durch sein zweites Ich, dass ich die andere Versuchsperson wäre.«

»Wir beide also, Jessie.«

»Er ist ein Teufel, dein Mason.«

»Aber was ist mit dem Schwert?«, fragte Debbie Caine leise.

Jetzt lag es an mir, die Frauen darüber aufzuklären. »Es hat wieder getötet«, sagte ich leise.

»Was?«

Ich nickte Jessie zu. »Leider.«

»Aber es befand sich in deinem Besitz.«

»Das stimmt schon. Nur gelang es mir nicht, die Waffe zu kontrollieren. Sie machte sich selbstständig und ermordete den Chef der Mordkommission Chris Hagen.« Ich hob meine Stimme etwas an.

»Diese Waffe gehorcht ganz anderen Gesetzen. Es sind Regeln, die in einer anderen Dimension aufgestellt wurden.«

»Aus denen wir beide hergekommen sind?«

»Wahrscheinlich, Debbie.«

Sie schüttelte den Kopf und schlug dabei gegen ihre Stirn, denn

begreifen konnte sie nichts.

Jessica sah den Fall realistischer. »Solltest du Recht haben, John, muss die andere Kraft, die das Schwert führt, vernichtet werden. Kannst du das schaffen?«

»Wahrscheinlich schon.«

»Mit deinem Kreuz, nicht?«

»Wenn ich schnell genug bin, vielleicht.«

»Ich vertraue dir.«

»Dazu müsste ich das Schwert erst einmal finden.«

Debbie mischte sich ein. »Es kommt, wann es will«, erklärte sie leise. »Man kann es nicht lenken, man kann es sich nicht herbeiwünschen. Es reagiert nur auf die Befehle, die es steuern. Es kommt mir vor, als wäre es magisch programmiert worden.«

»Sicher.«

»Aber ein Problem gibt es trotzdem noch. Oder es kommt hinzu.« Deborah Caine hatte Tränen in den Augen, als sie es ansprach. »Ich denke an den toten Skater und daran, wer ihn umgebracht hat. Solange der gegenteilige Beweis nicht angetreten wurde, müssen Sie als Polizist davon ausgehen, dass ich es tat.«

»Nein, nicht mehr.«

»Warum nicht?«

»Weil das Schwert eigenen Gesetzen gehorcht. Es kann sich selbstständig gemacht haben und ist meiner Ansicht nach das Teilstück eines gewaltigen Plans.«

»Hinter dem mein Verlobter steht.«

»Davon gehe ich mittlerweile aus.«

Debbie senkte den Kopf und blickte auf die Uhr. »Er - er hat keine Zeit gesagt, wann er zurückkommen will. Aber eigentlich müsste er schon längst hier sein.«

»Wo ist er denn hin?«, fragte Jessica.

»Er wollte noch in die Firma. Mason ist Arzt und auch Forscher. Er arbeitet an den verschiedensten Projekten.« Sie winkte ab. »Nun ja, ich werde mich…«

Es war zwar unhöflich, trotzdem unterbrach ich sie mit einer Frage, da mir etwas eingefallen war.

»Welch einen Wagen fährt Ihr Verlobter eigentlich?«

»Einen Jaguar. Metallicgrün.«

»Den habe ich gesehen.«

»Wo?«

»Nicht weit von hier entfernt. Er parkte auf dem schmalen Weg zum Haus. Etwas versteckt durch eine Buschwand.«

»Dann ist er da!«, hauchte Debbie.

Plötzlich stand eine eisige Wand zwischen uns. Wir alle spürten das Frösteln und fühlten uns beobachtet, obwohl wir keinen Menschen

sahen. Saßen wir schon in der Falle?
»Er ist da!«, sagte Debbie leise. »Ja, er ist in der Nähe. Ich spüre ihn genau. Ich merke seine Aura, denn sie ist für mich allgegenwärtig. Sie - sie macht mir Angst, denke ich.«
Jessica dachte ebenso. Wahrscheinlich erinnerte sie sich wieder an ihr Traumerlebnis, denn sie hatte ja das zweite Ich des Mason Rafferty erlebt. »Was willst du tun, John?«
»Nicht auf ihn warten.«
»Gut. Oder auch nicht gut. Das heißt, du willst uns allein hier im Haus lassen?«
»Seht ihr eine andere Möglichkeit, um ihn zu locken?«
Beide Frauen schauten sich an, beide hoben die Schultern, obwohl Debbie sagte: »Vielleicht sollten wir so lange warten, bis er bei uns erscheint. Ich kann mir vorstellen, dass…«
»Nein, Debbie. Ich möchte ihn aus der Reserve locken.« Ich tippte mir selbst mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Wenn ich das Haus verlasse, wird sich das Schwert auf mich konzentrieren, daran glaube ich fest.«
»Dann begibst du dich in Lebensgefahr.«
»Jessica, denk an mein Kreuz.«
»Okay, John. Wir müssen ja zu einem Entschluss oder zu einem Ende kommen. Tue das, was du für richtig hältst. Alles andere wird sich hoffentlich ergeben.«
»Das meine ich auch.«
Ich ging zur Tür und schärfte beiden Frauen noch einmal ein, nicht nach draußen zu gehen. Sie versprachen mir hoch und heilig, hier zu bleiben.
»Nur eines stört mich«, sagte Jessie so leise, dass nur ich die Worte verstehen konnte. »Was ist, wenn sich das Schwert auf mich konzentriert oder auf Debbie?«
»Schreit! Schreit dann bitte, was eure Kehle hergeben!«
»Bist du denn in der Nähe?«
»Bestimmt.«
Sie hauchte mir zum Abschied einen flüchtigen Kuss auf die Lippen. Danach öffnete ich die Haustür, ging aber noch nicht, sondern blieb beobachtend auf der Schwelle stehen.
Der Himmel stand in Flammen, aber die ersten Schatten waren auch vorhanden und tauchten die Umgebung in einen scharf konturierten grauen Schein. Ich konnte alles erkennen, trotzdem wirkte die Umgebung fremd, wie mit grauem Staub überzogen.
Hinter mir fiel die Tür ins Schloss. Jetzt war ich allein, aber auch die Frauen hatte ich zurückgelassen.
Meine Blicke suchten den Himmel ab.
Da so gut wie kein Wind wehte, stand er fast bewegungslos über der

Landschaft. Wenn Wolken vorhanden waren, wirkten sie wie Tücher, die jemand in die Länge gezogen hatte.

Dahinter stand der rote Sonnenball, um die Erde mit letzten blutigen Grüßen zu verabschieden.

Ich konnte mir die Gegend eigentlich aussuchen, wo ich hingehen wollte, musste jedoch zu einem Entschluss kommen und nahm mir vor, mir noch einmal den Wagen anzuschauen.

Vom Haus aus war er nicht zu sehen. Er stand gut versteckt. Ich brauchte trotzdem nicht einmal eine halbe Minute, um neben ihm zu stehen. Ein Jaguar sieht schon schnittig aus. Beim Anblick des Wagens kann man ins Schwärmen geraten. Ich aber drängte das Gefühl zurück und schaute durch die Scheiben in das Innere.

Trotz deren Tönung fiel mir was auf. Auf dem Rücksitz lag so etwas wie ein Stoffpaket. Ein zusammengeknülltes Etwas, möglicherweise Kleidungsstücke.

Alles, was dieser Mason Rafferty besaß, ließ das Misstrauen in mir hochkeimen, obwohl ich noch nicht den Beweis für seine Schuld hatte. Nur wiesen sämtliche Indizien darauf hin.

Es gibt Situationen, da muss man einfach Glück haben. Mir erging es so, denn ich stellte fest, dass die Türen des Jaguar nicht verschlossen waren.

Die hintere zog ich auf, weil mich eben der Fund auf dem Rücksitz interessierte.

Einen Moment später wühlten meine Finger in den seidigen Stoff, bekamen aber auch noch etwas anderes zu spüren, das über meine Haut kratzte.

Ich holte beide Gegenstände hervor, schloss die Tür wieder und legte die Fundstücke auf das Autodach.

Das seidige Etwas war ein Kleid, nein, mehr ein Fummel, ein Minikleid, das bei seiner Trägerin kaum bis über die Schenkel reichte. Als ich es anhob, flatterte der Stoff auseinander. Es war dunkel, farblich zum Violetten hin tendierend.

Im Gegensatz dazu stand das zweite Fundstück. Was zwischen meinen Fingern kratzte, waren Haare. Künstliche Haare, sehr mies aufbereitet. Man hätte sie als eine schlechte Perücke ansehen können.

Aber sie war blond!

Und mir ging ein ganzer Kronleuchter auf. Das Kleid, die Perücke. Wer so etwas als Mann überstreifte, der konnte auf die Distanz hin für eine Frau gehalten werden.

Aus der Nähe nicht. Aber da war es für den Skater sicherlich schon zu spät gewesen.

Ich wusste Bescheid. Nicht Deborah Caine hatte den jungen Mann getötet, ein anderer, aber der hatte, um nicht erkannt zu werden, ein Kleid übergestreift und sich zusätzlich noch eine Perücke aufgesetzt.

Das also war des Rätsels Lösung!
Eigentlich ganz einfach. Nur wäre ich kaum darauf gekommen, weil ich mich zu sehr auf die magische Seite konzentriert hatte und nicht auf die normale.
Hier aber waren zwei zusammengekommen und hatten sich in der Mitte getroffen.
Langsam drehte ich mich um.
Die Umgebung war gestorben, so ruhig kam sie mir vor. Auch vom Ort her waren keine Geräusche zu hören. Selbst die zahlreichen Vögel hielten sich zurück.
Das Haus konnte ich erkennen. Die Frauen hatten in allen Räumen die Lampen eingeschaltet. Am gesamten Gebäude gab es kein einziges dunkles Fenster mehr.
Der Wagen stand hier. Das Schwert war ebenfalls gesehen worden, aber Rafferty zeigte sich nicht.
Wenn er da war, wartete er auf eine günstige Gelegenheit.
Ich spielte schon mit dem Gedanken, seinen Namen zu rufen, ließ es jedoch bleiben, denn er sollte nicht merken, dass ich etwas von ihm wollte.
Und dann kam er.
Zuerst dachte ich, mich getäuscht zu haben. Das konnte nicht sein, denn hinter einer schmalen Biegung hörte ich zuerst den Klang der Schritte, dann erschien die hoch gewachsene Gestalt eines Mannes, der ein weißes Hemd trug, dazu eine dunkle Hose und sein Jackett lässig über die Schulter gehängt hatte.
Ich war von meinem Platz nicht weggegangen, lehnte noch am Jaguar und der Mann musste mich sehen und sich fragen, was ich an seinem Fahrzeug zu suchen hatte.
Das traf auch ein.
Locker schlenderte er auf mich zu. Das Zwielicht umspielte seine Gestalt konturenscharf. Mir kam der Mann vor, als wäre er aus einer Kinoleinwand getreten, um mich zu begrüßen.
Dann standen wir uns gegenüber.
Er schaute mich an, ich ihn. Als er lächelte, wölbte sich das schmale Menjou-Bärtchen auf seiner Oberlippe. Seine Augen blickten spöttisch, vielleicht auch wissend, doch keineswegs aggressiv. Von ihm hatte ich keinen Angriff zu erwarten.
»Es ist mein Wagen, Mister, an dem Sie lehnen.«
»Ich weiß, Mr. Rafferty.«
»Gratuliere. Sie kennen meinen Namen.«
»Ja, und auch Ihre Verlobte.«
»Dann sind Sie ein früherer Freund?«
»So kann man es auch sagen.«
»Gut, wenn die Familie Ihnen bekannt ist, was hindert uns beide

daran, ins Haus zu gehen?« Er blieb sehr gelassen und höflich. »Wir könnten gemeinsam einen Drink nehmen und über verschiedene Dinge reden.«

»Das wollte ich mit Ihnen auch.«

»Wunderbar.«

»Aber nicht im Haus, sondern hier.«

Sein Lächeln verkantete etwas. »Ach ja? Was ist hier anders? All right, Sie sind der Gast. Worüber wollten Sie also mit mir sprechen, Mister? Sorry, ich kenne Ihren Namen leider nicht.«

»Sinclair, John Sinclair.«

»Also gut, Mr. Sinclair.«

Ich nahm die Perücke und das Kleid in die Hand. »Darüber wollte ich mit Ihnen reden.«

Er schaute genauer hin. »Über ein Kleid und über eine Perücke? Ich bitte Sie…«

»Würde Ihnen beides passen?«

Er schaute mich von oben herab an. »Also, wenn Sie denken, dass ich Spaß daran habe, in Frauenkleidern herumzulaufen, dann haben Sie sich geschnitten. Das überlasse ich anderen, ich bin nicht der Typ.«

»Und doch fand ich diese Dinge in Ihrem Wagen.«

»Stimmt. Sie waren für meine Verlobte. Debbie wollte sie bei einem Strandfest anziehen. Davon einmal abgesehen, dass Sie fremde Fahrzeuge öffnen, finde ich Ihr Interesse, auch wenn Sie ein Bekannter meiner Verlobten sind, sehr ungewöhnlich.«

»Es hat schon seine Gründe. Den Wagen habe ich nicht aufgebrochen. Er war offen.«

»Ich weiß.« Er räusperte sich. »Wie also geht es weiter? Wollten Sie nur mit mir über Ihren Fund reden?«

»Nein, auch über einen Mord.«

»Oh, es wird interessant. Noch etwas?«

»Auch über Tabletten.«

»Wollen Sie mir welche verkaufen? Da sind Sie an der falschen Adresse. Sie wissen sicherlich selbst, welchem Beruf ich nachgehe und…«

»Die Tabletten existieren übrigens nicht mehr, Mr. Rafferty. Ihre Verlobte hat sie vernichtet.«

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Freiwillig?«

»Gewissermaßen.«

Rafferty nickte. »Da hat Sie einen Fehler gemacht, denke ich. Einen großen Fehler sogar.«

»Warum?«

»Wenn Sie meine Verlobte kennen, werden Sie wissen, dass sie an schlechten Träumen leidet und auch unter Depressionen. Die Tabletten hätten ihr geholfen.«

»Der Meinung bin ich nicht. Sie erzeugten die gegenteilige Wirkung. Es besserte sich nichts bei ihr.«

»Das wollen Sie wissen?«

»Ja.«

»Ich bin Arzt. Was sind Sie?«

»Simpler Polizist.«

Diese Antwort verschlug ihm die Sprache und brachte ihn gleichzeitig zum Lachen. »Nein, das darf nicht wahr sein! Ein Bulle will mir etwas über die Wirkung eines Präparates erzählen, das ich meiner Verlobten selbst empfohlen habe. Ich bitte Sie, Sinclair. Das ist doch Schwachsinn zum Quadrat. Tut mir Leid, ich habe an einem Gespräch mit Ihnen nun keinerlei Interesse mehr.«

»Bei einem schlechten Gewissen hätte ich das auch nicht.«

Er schaute mich an. Bärtchen und Mundwinkel zuckten. Dann drehte er sich um und ging weg. Er ließ mich stehen wie einen dummen Jungen. Sein Weg führte ihn auf das Haus zu und das wiederum konnte ich nicht zulassen. Ich hielt ihn nach wie vor für den gefährlichen Anführer und durfte ihn auf keinen Fall allein zu den Frauen lassen.

Ich lief ihm nach und sprach ihn an. »He, Rafferty, bleiben Sie stehen, verdammt!«

Er blieb stehen.

Ich wollte auf ihn zugehen, spürte jedoch die Veränderung in meiner unmittelbaren Nähe.

Da war etwas, da kam etwas.

Urplötzlich wurde es sichtbar!

Aus der Höhe rauschte es in dem Augenblick nach unten, als sich Rafferty umdrehte und seinen rechten Arm zur Seite streckte.

In die zupackende Hand hinein fiel der Griff des Killerschwerts und mit einem bösen Lachen auf den Lippen kreiselte Mason Rafferty zu mir herum…

***

Endlich hatte ich ihn so weit. Endlich war er bereit, mir sein wahres Gesicht zu zeigen.

Seine so lässige Haltung hatte sich verändert. Die Waffe hatte ihn zu einem anderen gemacht.

Er erinnerte mich an einen Kämpfer, stand wie auf einem Sprung, aber lauerte auf mich.

»Es freut mich, dass Sie Ihr wahres Gesicht gezeigt haben, Rafferty. Es ist wirklich wunderbar.«

»Ja, das ist es, Bulle. Ich habe darauf gewartet. Ich werde mir alles zurückholen, was du zerstört hast. Beide Frauen gehören mir, hast du verstanden? Ich habe sie als meine ersten Testpersonen vorgesehen

und weitere werden folgen.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte ich gelassen und verkürzte die Entfernung.

Mit der rechten Hand holte ich die Beretta hervor, was Rafferty nicht beeindruckte. »Wenn du mich erschießen willst, Bulle, dann tu es. Bitte, ich warte darauf.«

»Nicht unbedingt. Ich will nur, dass Sie die Waffe aus der Hand legen, das ist alles.«

»Das werde ich nicht tun!«

»Dann zwingen Sie mich zum Schuss!« Ich veränderte die Richtung ein wenig, um ihn, wenn ich schießen musste, ins Bein zu treffen. Ich wollte ihn kampfunfähig machen und lebend haben.

Er lachte - und griff an!

Das geschah blitzschnell und trotz des Gewichts der Waffe mit einer tänzerisch anmutenden Geschmeidigkeit. Ich hätte schießen können, aber nicht mehr auf das anvisierte Ziel.

Die Klinge pfiff durch die Luft. Das fauchende Geräusch hörte ich an meinem Ohr vorbeipfeifen, als ich mich bis zum Wagen zurückwarf, mit dem Rücken gegen die seitliche Karosserie prallte und mit ansehen musste, wie er kam.

Den Griff hielt er jetzt mit beiden Händen fest, die Spitze zeigte auf mich. Sie sah so aus, als wollte sie mich gegen den Jaguar rammen und dort aufspießen.

Diesmal feuerte ich.

Die Kugel erwischte ihn am rechten Oberschenkel, riss ihm das Bein weg, brachte ihn aus dem Gleichgewicht, sodass er ins Stolpern geriet. Aus seinem Mund drangen Schreie der Wut. Er kippte zu Boden, überrollte sich dabei, kam aber wieder hoch, trotz seiner Verletzung. Er stellte sich dabei auf die Zehenspitzen, riss beide Arme hoch und brüllte wie am Spieß.

Auch ich wechselte meinen Standort, lief auf die andere Seite des Jaguar und schaute über das flache Dach hinweg.

Er stand noch immer auf dem Fleck, mit der rechten Hand den Griff des Schwertes umklammernd.

Nur schrie er nicht mehr. Dafür flossen andere Laute über seine Lippen. Scharfe Befehle, mit denen er sich selbst Mut machte und es auch schaffte, denn trotz seiner Beinwunde riss er sich zusammen und ging weiter.

Sein Ziel war der Jaguar und damit ich.

»Bleiben Sie stehen, Rafferty!«, brüllte ich. Ebenso gut hätte ich auch gegen eine Mauer sprechen können, er reagierte überhaupt nicht.

Wieder zeigte die Schwertspitze auf mich. Sie wies über das Wagendach hinweg.

Und dann passierte es.

Ich hatte noch den Ruck seiner rechten Hand mitbekommen, mehr aber nicht. Dafür sah ich die Folgen.

Das Schwert machte sich selbstständig. Das hatte ich schon in dem Hotel erlebt. Diesmal nahm es keinen Fremden aufs Korn, sondern mich.

Es war wahnsinnig schnell, aber ich war noch schneller. Bevor ich hinter den Wagen tauchte, schoss ich.

Ich hörte noch den Schrei, dann war von mir nichts mehr zu sehen, aber das Schwert stoppte seinen Weg nicht.

Ich hörte es über das Dach des Jaguar hinwegratschen, wo es eine Furche hinterließ. Dann war es verschwunden, kippte nach vorn und rammte hart in den weichen Boden.

Unbeweglich blieb es darin stecken.

Meine Chance ergriff ich sofort. Mit wenigen Schritten hatte ich die Waffe erreicht und diesmal mit dem Kreuz, so wie ich es hatte haben wollen.

Dicht unterhalb des Griffs presste ich die weißmagische Waffe gegen die Klinge.

Genau an der Stelle, wo sich beide Metallarten berührten, kam es zu einer Entladung. Das grellweiße Licht des Kreuzes blendete mich für einen Moment. Ich hatte den Eindruck, ein schweres Stöhnen zu hören, konnte mich aber auch getäuscht haben.

War ich erfolgreich gewesen?

Ja, es hatte geklappt, denn das Schwert verlor sichtbar seine Kraft. Zuerst veränderte sich die Farbe der Klinge. Sie blieb nicht mehr so hell. Dunkle Schatten glitten vom Griff her über sie hinweg. Als sie die Spitze erreicht hatte, durchlief ein Zittern die Waffe. Gleichzeitig kippte sie um.

Sie fiel einfach zu Boden und blieb dort liegen, als wäre nichts geschehen.

Ich atmete auf.

Diese Gefahr war vorbei. Niemand würde sich mehr der schwarzmagischen Kraft eines derartigen Gegenstandes bedienen können. Das war zum Glück vorbei.

Ich ging mit müden Schritten um den Jaguar herum, auf dessen Dach sich eine helle Furche abzeichnete.

Dann sah ich die Gestalt.

Mason Rafferty lag leblos am Boden. Dass er tot war, stellte ich erst fest, als ich mich neben ihn kniete. Meine Kugel hatte ihn in Herzhöhe erwischt. Es war kein gezielter, mehr ein Zufallstreffer gewesen. Die Beine hatte der Tote noch im letzten Kampf angezogen, die Hacken gegen den Boden gestemmt. Es sah so aus, als wollte er im letzten Moment noch gegen sein Schicksal ankämpfen.

Ich schloss ihm die Augen, schaute zum Haus hin, sah die Lichter

hinter den Scheiben und dachte daran, dass jetzt alles vorbei war. Es gab Rafferty nicht mehr, es gab seine gefährlichen Tabletten ebenfalls nicht mehr, wobei ich hoffte, dass diese Packung ein Prototyp gewesen und das Zeug nicht in Serie hergestellt worden war.

Aber ich hörte etwas.

Hufschlag…

Leicht klappernd und von der rechten Seite her kommend. Ich war irritiert, aber irgendwo in meiner Erinnerung sprang so etwas wie eine Klappe auf.

Hufschlag?

Das musste etwas zu bedeuten haben. Und zwar war es kein normaler Reiter, der den Weg abritt.

Das wusste ich einfach, das sagte mir mein Gefühl. Ich wollte dem Reiter auch nicht unbedingt in die Quere laufen und suchte nach einem passenden Versteck.

Zu spät.

Auf einmal war er da.

Und als ich ihn sah, da stockte mir der Atem…

***

Ich hatte zu früh triumphiert. Zwar lebte Mason Rafferty nicht mehr, aber sein zweites Ich hatte nach seinem Tod die fürchterliche Schattenwelt oder das Pandämonium verlassen und war in der normalen menschlichen Dimension erschienen.

Die Gestalt faszinierte mich und stieß mich auch gleichzeitig ab. Er ritt sehr langsam, die Beine des schwarzen Pferdes bewegten sich im Zeitlupentempo, bei jedem Aufsetzen eines Hufs erklang das hohle Klappern. Die Gestalt passte nicht in diese Welt. Da war einfach ein Vorhang aufgerissen worden, der die Dimensionen trennte und nun den Schrecken entlassen hatte.

Pferd und Reiter bildeten ein wandelndes Denkmal, eine fest zusammengefügte Einheit. Über den Körper des Reiters war ein Mantel gezogen worden. Die hoch gestellte Kapuze bedeckte nur ein Drittel des Kopfes. Das Gesicht mit den roten Augen war mir zugewandt.

Ich hatte mich wieder zurückgezogen und hockte im Schutz des Jaguars, der bereits einen Schatten warf. Ob mich der Reiter entdeckt hatte, wusste ich nicht. Er jedenfalls ritt weiter und hatte auch ein Ziel.

Es war der Tote!

Ich rührte mich nicht, obwohl meine Gedanken rasten. Was ich hier erlebte, war eigentlich unvorstellbar. Da bewegte sich das zweite monsterhafte Ich eines Menschen auf das erste zu, das nicht mehr lebte und als Leiche dalag.

War dieses zweite Ich dreidimensional existent oder nur noch ein feinstoffliches Wesen?

So genau konnte ich es nicht erkennen. Jedenfalls setzte es seinen Weg fort.

Erst dicht neben dem Toten stoppte der Gaul. Mir fehlte das Klappern der Hufe beinahe.

Ich wartete ab, den Blick auch auf die gefährliche Lanze gerichtet, die der Schattenreiter bei sich trug. Sie hatte nicht nur die Spitze, sondern war auch mit der Klinge versehen, dessen scharfe Seite einen bläulichen Widerschein abgab.

Der Reiter stieg vom Pferd. Kein Laut war zu hören. Er stützte sich auf seiner Lanze ab, dann senkte er den Kopf. Aus seinen glühenden Augen starrte er den Toten an.

Das genau war der Moment, als ich mich aus meiner Deckung löste. Ich schraubte mich langsam hoch und ging mit ebenso langsamen Schritten dem Unheimlichen entgegen.

Der Schattenreiter ließ mich kommen. Obwohl er mich gehört haben musste, kümmerte er sich nicht um mich. Erst als ich nur zwei Körperlängen von ihm entfernt war, richtete er sich auf, drehte seinen Kopf, sodass ich in die Glutaugen schauen konnte.

Sie bewegten sich. Mir kam es vor, als würden sie unterschiedlich stark aufflackern. Tief in den Pupillenschächten dunkel, weiter vorn um eine Idee heller.

Es geschah zunächst nichts.

Aus den Erzählungen der Frauen wusste ich, dass sie sich beim Treffen mit dieser Schreckgestalt unterhalten hatten. Das zweite Ich des Mason Rafferty redete also die Sprache der Menschen.

»Es ist nicht deine Welt«, sagte ich.

Er richtete sich auf. Normalerweise hätte man ihn als Sitzgröße bezeichnet, kaum größer als Myxin.

Und doch strahlte er etwas ab, das ich nicht unterschätzen durfte.

Es war ein Gruß aus der Welt des Schreckens, dem Reich der Albträume. Jessica hatte davon ebenfalls gesprochen. Da hatte sich ihr zweites Ich angefühlt wie von einem kalten Ring umgeben. Etwas Unerklärliches, das alles aus ihr heraussaugte, was noch positiv war, und ich merkte dieses ebenfalls.

Mein Blick fiel auf das Kreuz!

War es dunkler geworden? Hatte das Silber an Glanz verloren und war die Kraft auch deshalb weniger geworden? Mit hundertprozentiger Sicherheit konnte ich es nicht sagen, aber ich hatte den Eindruck und merkte auch an mir selbst, dass etwas nicht stimmte.

Zugleich erhielt ich die Antwort von der Gestalt. Sie war nur ein Flüstern, vergleichbar mit dem scharfen Raunen des Windes. »Du

kannst nicht beide töten. Wer einmal den Weg gefunden hat, der wird in den Träumen als das Geschöpf weiterleben, als das er sich einmal gesehen hat. Es ist die Energie des Pandämoniums, die dafür Sorge trägt. Bisher haben die Menschen über ihre Träume gesiegt, schon bald aber wird es umgekehrt sein, das verspreche ich dir.«

Seine Stimme hatte sehr sicher geklungen. Ich wollte bei mir zwar nicht von einer Furcht sprechen, es machte mich doch unsicher und bewies mir auch, dass ich etwas tun musste. Auch das Albtraum-Ich dieser Person sollte nicht länger existieren.

Deshalb ging ich vor und der Reiter reagierte ebenfalls. Mit einer mir schon lässig vorkommenden Geste senkte er die Lanze, sodass deren Spitze auf mich zeigte.

Dann schoss ich.

Die geweihte Silberkugel jagte in seinen Körper.

Genau an der Stelle, wo sie getroffen hatte, flammte es für den Bruchteil einer Sekunde auf. Es war nur ein winziges Feuer. Eine Streichholzflamme dagegen wäre schon groß gewesen. Ich hoffte, dass es Nahrung finden würde, aber die Flamme sank in sich zusammen, und der andere stand wieder vor mir, als wäre nichts geschehen.

Ich hatte ihn wütend gemacht.

Er kam und mit ihm die Lanze.

Bei einem Treffer hätte sie mich aufgerissen. Nicht nur die Spitze, auch die verdammte Klinge. Nur war ich auf den Stoß gefasst gewesen, glitt zur Seite und griff meinerseits an.

Diesmal mit dem Kreuz.

Ich rammte es in die Gestalt hinein, wo ich zwar auf Widerstand traf, der aber trotzdem keiner war, denn ich glaubte, meine Faust würde in einer gekühlten Masse stecken, die mein Handgelenk sehr fest umschloss. Gleichzeitig jagte die negative Energie dieser Unperson auf mich zu und in mich hinein.

Der Strom war schlimm. Er zirkulierte gedankenschnell durch meinen Körper, ließ keine Stelle aus, als wollte er mein Blut durch seine Magie ersetzen.

Das Atmen fiel mir schwer. Diese nicht erklärbare Kälte war plötzlich überall. Selbst das Kreuz wirkte innerhalb der Schwärze nur wie ein grauer Umriss.

Da gab es nur die Aktivierung für mich.

Wie von selbst drangen die Worte der Formel aus meinem Mund. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Jetzt musste etwas geschehen - oder?

***

Ja, es geschah etwas. Aber wiederum anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Mir schien es, als müsste das Kreuz erst Atem holen

oder neue Energie sammeln.

Mit einer auffallenden Verspätung strahlte es seine magische Kraft ab. Seine Magie in Form von Licht, das Seine positiven Energien gegen die negativen setzte.

Und es gewann!

Mit Mühe nur, doch immerhin, denn ich kam frei.

Um mich herum tanzten die Schatten. Ich hörte das Schreien einer verwundeten und wenig später zerstörten Seele. Die Gestalt zerriss es vor meinen Augen. Das Licht des Kreuzes hatte sich zu einem wahren Sternenkranz erweitert und gab meinem Gegner keine Chance mehr.

Das zweite Albtraum-Ich des Mason Rafferty wurde zerfetzt, wobei der dunkelgraue Gaul ebenfalls keine Chance hatte. Auch er löste sich auf, als wären seine Teile weggeblasen worden.

Ich konnte wieder frei atmen. Der Spuk war verschwunden. Es gab kein erstes und kein zweites Ich mehr. Den Kampf hatte ich diesmal gewonnen.

Allerdings ging ich davon aus, dass es erst der Anfang gewesen war. Andere, sicherlich auch härtere Zeiten würden folgen. Darauf verwettete ich meine Beretta.

Ein wenig schwankend ging ich auf das Haus zu, wo mich beide Frauen sehnlichst erwarteten…

***

Sie starrten auf die Perücke und das Kleid. Ich hatte beides mitgenommen, damit sich Deborah Caine keine Sorgen und Vorwürfe mehr zu machen brauchte.

»Ihr Verlobter hat beides getragen«, sagte ich.

»Und…?«

»Hätten Sie auf eine gewisse Entfernung hin erkannt, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt?«

»Nein,«, sagte sie flüsternd, »nein.«

Dann ging sie zurück, aber Jessica Long blieb.

»Du hast es geschafft, John?«

Ich verzog die Lippen. »Ja, mehr oder weniger.«

»Was heißt das denn?«

»Rafferty gibt es nicht mehr. Weder sein erstes noch sein zweites Ich. Aber das war nicht der ganze Eisberg, den wir haben schmelzen können, nur die Spitze.«

»Und was wird noch folgen?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Jessie.«

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nichts von dem geheimnisvollen Knochenmord und einem Schattenkrieger namens Zebulon, der, zusammen mit mir, die Welt der Träume durchforsten sollte.

Aber das ist eine andere Geschichte, Freunde…

ENDE